Manfredi Nicolai.

XIII 10

5206.

4

Coburger Landes-Bücherei

Des alten Kauz Meditationen

über

Besenstiele, Stiefelknechte, Schubürsten, Schlafmützen, Quirl' und Konsorten.

Ein Buch zur Beförderung der Humanität.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1800.

Coburger Landes-Bücherei

Dem

lieben, gesunden Menschenverstande,

und der

geraden, schlichten Hausmannsvernunft

in aller Ehrerbietung

geweiht.

Ich habe Euch so lieb, daß ich Euch meine Eltern nenne. Wer aber Vater und Mutter ehrt und liebt, der wird lange leben auf Erden, und glücklich seyn. Das denk' ich auch, wenn ich Euerm guten Rathe, Euren Ermahnungen und Warnungen stets treue Folge leiste.

Nun bleibt gesund, Vater Menschenverstand und Mutter Hausmannsvernunft, und segnet mich mit Eurer Treue und Liebe.

Um den Leser mit der Denkart des alten Kauz und dem Gesichtspunkte, von welchem er bei seinen schriftlichen Aufsätzen ausgeht, bekannt zu machen, setz' ich hier die Vorrede gerade so her, wie er sie seinen Papieren selbst vorangeschickt hat.

Der Herausgeber.

Vorrede.

Du mußt wissen, lieber Leser, daß ich kein Gelehrter bin, und ich wollte Dir wohl gutmeinend rathen, daß du ebenfalls keiner wärst, sondern hübsch gradeweg, nicht nach dem hohen Styl und Brauch Dich mit mir unterhieltest; denn wisse, vor den hohen Gelehrten fürcht' ich mich gar gewaltig. Glaub' es mir nur auf mein Wort, es sind dir Leute darunter, die sich weiser

dünken als der liebe Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden; sie sprechen dir oft mit einem Zutrauen zu sich selbst, daß einem andern ehrlichen Menschen, der doch auch mitunter fühlt und weiß, was recht ist, der Athem vergeht; und halten sich, es ärgert einen daß man's sagen muß, für so unfehlbar, als weiland, Gott sey bei uns — ein Pabst. Das laß ich hübsch bleiben mit solchen Leuten viel umzugehn; die verdrehen einem am Ende so sehr den Kopf, daß man nicht weiß, wo er einem sitzt. Vor allen Dingen also, lieber Leser, nimm folgendes, wenn Du mich verdauen willst, von mir zu Herzen. Ich bin ein Mann, wie Du mich hier siehst, schlecht und recht und gradweg, bin auf keiner Universität gewesen, und habe den gesunden Menschenverstand unter keine Perücke gesteckt. Dazu hatt' ich mein eigen Haar zu lieb. Die Leute mit den großen Perücken-Glorien um den Kopf, sind mir zu stolz und tragen die Nasen zu hoch, die leiden schlechterdings keinen, der nicht gerade so hergeht als sie, und verdammen einen

schlichten Hausmannszopf geradezu in die Hölle. Zwar gibt es auch viel kluge und edle Männer unter ihnen, die dürfen aber nicht aufkommen, und wenn sie nicht Amt und Brod verliehren wollen, so müssen sie sich mit dem Staube der übrigen heiligen Perücken auch bestreuen lassen.

Fürs zweite, lieber Leser, mußt Du wissen, daß ich nicht etwa so stolz bin, Dich in diesem Buche belehren zu wollen, und Dir wohl gar, wie das so häufig und gewöhnlich geschieht, meine Sätze als die Deinigen aufbürden und Dich mit Gewalt in den Sattel meines Pferdes heben wollte. Nein, das sei ferne von mir! Reite Du in Gottes Namen Dein eignes Steckenpferd, so lange und so viel Du willst; was geht das mich an! Laß es Schritt gehn, traben, galoppiren wie Du willst, dressir' es, zügl' es, wie Dir's am besten gefällt, setze Dich mit dem Gesichte nach dem Schweife, oder wie die Fuhrleute und die hohen Damen, von der Seite, wenn es Dir nur behagt, so hast Du wohl daran gethan. Laß es Dich auch einmal

absetzen, und bilde Dir ein, Du seist damit gestürzt, wer hat sich darum zu bekümmern, als Du.

Wenn Du so denkst, lieber Leser, dann sollst Du mir in diesem Büchlein willkommen seyn. Sieh nur, ich will Dich nicht belehren, ich will Dir nur einmal mein Steckenpferd vorreiten und Dich mit seinen Kapriolen auf einige Augenblicke von Deinen ernsteren Geschäften abzuziehn suchen, damit Du nachher desto frischer an die Arbeit gehst. Da ich Dich immer so ruhig auf Deinem Pferdchen reiten lasse und Dir ganze Stunden zusehn muß, wenn Du auch oft ganze Saatfelder niederreitest, (was mich recht innerlich ärgert) um Deine Bockssprünge und Tausendkünste zu zeigen; so kannst Du mir wohl auch ein Viertelstündchen Aufmerksamkeit gönnen. Lächle, zische, brumme, das gilt mir Alles gleich, schimpfe und schlage nur nicht, und gib Dir etwa Mühe mich von meinem Steckenpferde herunter zu reißen; denn da schlägt's gewaltig aus.

Für's dritte dient dem Leser hiemit zu wissen, daß der Reiter nicht immer so sonderbar als sein Pferd ist, sondern daß er es oft darum bloß solche Seitensprünge und Kapriolen machen läßt, um sich im Festsitzen zu üben, und, falls es dem Thiere einmal einfallen sollte, aus Laune oder Muthwillen oder Scheuheit solche Manöveres zu versuchen, er denn doch die Kunst schon durch Uebung verstehe, fest im Sattel zu bleiben.

Dies letztere besonders mag der geneigte Leser auf mein Büchlein, wie es ihm am besten deucht, anwenden.

Inhalt.

I. Nachgedanken über einen Stiefelknecht. Seite 13

II. ——— über einen Besenstiel. . — 17

III. ——— über eine Null. . . . — 22

IV. ——— über die zerrissenen Schuhe in meiner Polterkammer. . . . — 29

V. Nachgedanken über eine Perücke. . — 42

VI. ——— über einen Spazierstock. — 47

VII. ——— über einen Quirl. . . . — 56

VIII. ——— über einen Knüppel. . . — 61

IX. ——— über eine alte Schuhbürste. — 70

X. ——— über ein Aushängeschild und über ein Stückchen Gold- oder Silberblech. . . . . — 78

XI. Nachgedanken über den kleinen Garten, den die Städter vor ihrem Fenster auf dem Blumenbrette haben. . . . — 86

XII. Nachgedanken über die grausamen Bekehrer am Sterbebette. . . . . . — 90

XIII. Nachgedanken über eine gnädige Mahlzeit. . . . . Seite 94
XIV. Nachgedanken über einen Pantoffel. — 99
XV. ——— über den Todschlag eines Floh. . . . . — 103
XVI. Nachgedanken über ein Futteral. . . — 106
XVII. ——— über das große Thier in uns das die Welt regiert. . . . . . — 111
XVIII. Nachgedanken über eine Wassersuppe. — 115
XIX. ——— über eine taube Nuß. . — 120
XX. ——— über eine Schlafmütze. . — 142
XXI. ——— über einen alten deutschen Degenknopf. . . . . — 147
XXII. Nachgedanken über eine Kraftsuppe nach dem Tode. . . . . — 155
XXIII. Nachgedanken über eine Hinterthür. — 157
XXIV. ——— über die Hälfte. . . . — 163
XXV. ——— über mich, da ich zum erstenmal in die Welt guckte, und über ein Menschengesicht. . . . . . — 165

I.

Nachgedanken über einen Stiefelknecht.

Mit verschränkten Armen steh ich vor dir, alter Stiefelknecht, und betrachte dich, und denke was du warst und was du bist!

Du bist von Holz, und viele arme Knechte sind von Holz, und das ist ihnen, so lange es seyn soll, recht gut, sonst hielten sie den harten Stand und das mit Füßen Treten nicht aus, und sprächen zum Fuße, der ihnen auf den Nacken tritt: wer bist du? was willst du? warum handelst du so mit uns?

Gnade Gott dem armen Menschen, der nicht besser als ein Stiefelknecht gehalten wird, dem alles auf den Nacken tritt, und an dem sich der Stiefel jedes gestrengen Herrn abwischt! aber, will's Gott, wird das auch anders werden!

Ihr harten, gestrengen Stiefeln, sagt dem Stiefelknechte ja nichts von seiner Würde und edlen Abstammung, sonst werdet ihr zu leicht gefunden, er lehnt sich auf und ihr fallt hintenüber. Man hat Exempel, wo nicht darnach gefragt wurde, wem

ihr gehörtet, ob ihr geleckt, gewichst, balsamirt, gespornt waret. Mancher gestrenge Ritter gleitete schon ab, schlug sich vor's Schienbein, wenn er zu keck war, und fiel so lang und groß er war zu Boden.

Ich trete dir näher, alter, ehrlicher Stiefelknecht, und denke, was du warst. Erhabner Abkömmling eines deutschen Eichenstammes, auf nahrhaftem Grund und Boden gewachsen, genährt und gepflegt von der mütterlichen Erde, gewärmt und belebt von der Sonne, die über Große und Kleine scheint, bethaut und beregnet von dem allgütigen Himmel, der über alle regnen läßt!

Daran hat mancher gestrenge Herr noch nicht gedacht, daß sein Knecht auch ein Mensch ist, und daß er mit ihm einen Vater im Himmel hat, vor dem der Knecht wie der Herr ist, der den Niedrigen erhöhen, und den Hohen erniedrigen kann.

Ich muß dich noch näher ins Auge fassen, lieber Stiefelknecht, und über deine Gestalt und Bestimmung noch einige Betrachtungen anstellen. Ich wäre wohl ein schlechter Mann, wenn es mich gereute, daß ich dich hier lieber Stiefelknecht nenne.

Sollte, ihr gestrengen Herren dieser Erde, wohl auch der geringste Knecht einigen Werth haben, den man schuldig wäre anzuerkennen und an ihm zu schätzen?

Schätze an jedem das Gute was er hat, und nimm mit Liebe und Dank auch den kleinsten Dienst

an, den man dir thut. Dazu helfe mir Gott! damit will ich's halten; und so wirds jeder recht-rechtschaffne Mann auch thun. Also immerhin, lieber Stiefelknecht!

Sollt' ich mich schämen dich zu betrachten und von dir zu sprechen, weil du mein Knecht bist. Als wenn ich vom Himm.l herabgeflogen wäre; als wenn ich nicht wie du neun Monat dagelegen hätte im Mutterleibe, ohne Sinn und Verstand, ohnmächtig und schwach; als wenn ich nicht wie du ein Würmchen gewesen wäre, das nach den ersten Stunden seiner Geburt gestorben wäre, wenn die Menschen sich seiner nicht erbarmt hätten.

In deiner ursprünglichen Gestalt, du gutes altes Haus-Instrument von Stiefelknecht, bist du oft eine natürlich gewachsene Gabel, und so findet man dich häufig ganz roh und voll Borke, ohne allen weitern Zuschnitt bei den gestrengen Edelherren auf dem Lande; in der Stadt hauen sie dich zu dieser Form aus dem vollen Holze, und beschneiden und glätten dich mehr, und geben dir einen wohlgeschnitzten Fuß.

So wie du da gewöhnlich auf dem platten Lande bist, gleich zum Stiefelknecht gewachsen, fest und stark und rund, so will ich dich zuerst betrachten. Ich sehe dich, wie du gleich zweien Armen, von einem Zweige fortwächsest, wie du das schöne grüne Eichenlaub hervorbringst, das die Nachtigall und alle Waldvögel besingen, wie du den Keim zu einer

ganzen Nachwelt von Eichbäumen in dir trägst, wie diese beiden Arme immer größer und stärker werden, sich immer mehr ausbreiten und verlängern, immer neue Zweige ansetzen konnten, wie du der erhabenste, ausgebreitetste Theil des ganzen Baumes werden, und weit umher beschatten, wie du vielleicht tausend Jahre leben, grünen und blühen konntest.

Ach, wie tief bist du gefallen, du armseeliger Stiefelknecht! Sonst so grün und blühend, jetzt so dürr und unfruchtbar; sonst so hoch in den Lüften schwebend, jetzt so unter die Füße getreten; sonst so wohlthuend und beschattend, jetzt so verachtet und mit Undank belohnt; sonst der sorgfältig gepflegte Liebling des Stammes, jetzt der verstoßene und verworfene Knecht, den Alles mit Füßen tritt. Wie ist dir armen Knecht mitgespielt! Ich verdiente nicht dein Herr zu seyn, wenn ich das nicht bedächte.

So tief ist mancher arme Knecht gefallen, der die Anlage zum größten Herrn hatte, der aber, so bald er nur stark genug war, den Fuß auf dem Nacken aushalten zu können, schon zum Knecht fortgerissen und niedergedrückt wurde.

Sagt ihm nichts von seiner hohen Abstammung und Würde, gestrenge Herren, daß er nicht frägt: wer seyd ihr? was wollt ihr? und warum handelt ihr so mit uns, die wir eure Mitbrüder sind, und an Gott denselben Vater haben, den ihr habet.

Hohe

Hohe Abstammung? Ihr lächelt, gestrenge Herren? Euer Knecht ist ein Mensch! Seid ihr Götter? Kennt ihr eine erhabnere Würde der Erde, als die Würde des Menschen? Vom Löwen bis zum kleinsten, schwächsten Thiere, achtet und ehrt und fürchtet alles den Menschen; das Vieh achtet ihn, und der Mensch will den Menschen nicht achten?

Wenn aber, um der Welt Ordnung willen, Knechte und Herren seyn müssen, so drücke nun deinen Knecht nicht tiefer als das Vieh nieder. Es könnte die Zeit kommen, wo auch der Stier auf der Weide seine Kraft verstehen lernte, und wo eine ganze Stierheerde nicht mehr vor einem kleinen Hirtenknaben und seinem Kläffer zittert.

Gott sprach: es werde Licht! Und es ward Licht! Und wer will nun der Sonne gebieten, daß sie nicht leuchte.

II.

Nachgedanken über einen Besenstiel.

Da stehst du, lieber Besenstiel, nun so im Winkel, und es kommt mir vor, als wenn du trauerst und deiner vorigen Größe nachdenkst!

Du hast recht! Wie hoch in den Wolken du sonst schwebtest, eh du vom Himmel auf die Erde

kamst, und die Kinder der Menschen dich mit ihren Aexten zu Boden stürzten. Tief, tief bist du gefallen, und deiner Hoheit und Würde gedenkt man nicht mehr!

Aber ich will deine Ehre retten! Stehe mir bei, Muse, daß ich die Hoheit des Besenstiels würdig preise. Sei getrost! Ich will der Welt sagen, was du warst, ich will dich aus der Nacht des Unbekannt- und Unberühmtseyns herausreißen; man soll dich wieder erkennen in deiner Ehre und Würde, du sollst im hellen Lichte dastehn, und alle Besenstiele sollen sich mit dir ihres Daseyns freuen.

Da steh ich vor dir, den rechten Fuß vor, die Hand am Kinn, und betrachte dich, würdiger Gegenstand des Nachdenkens, edler, erhabner Besenstiel!

Zu was für seiner Höhe warst du hinangestiegen, als du noch grüntest und blühtest! Du schwebtest in den Wolken und ließest dich schaukeln und wiegen. Nachtigallen flöteten dir Concerte, und begrüßten dich Morgens und Abends in deiner Schönheit.

Ehrwürdiger, erhabner Sohn eines alten Stammes! Das war dein Name, das deine Würde! Du grüntest und blühtest in der Krone deines erhabnen Vaters, du würdiger Zweig des erhabnen Tannenbaums!

Ich erstaune vor deiner Hoheit und bücke mich ehrfurchtsvoll vor dir! und die andern Menschen-

kinder wollen dich in einen Winkel stellen, und dich zum Gassenfegen gebrauchen?

Himmelschreiende Ungerechtigkeit! Wo find' ich Worte, sie abscheulich genug zu schildern! Sind denn die Menschenkinder stockblind für das Verdienst? Wahrlich, lieber Besenstiel! das Ende der Welt ist nahe!

Man sollte doch immer an deine erhabne Abstammung denken, und dir nicht so geringschätzig begegnen! Konnte man dich tiefer herabsetzen, als man gethan hat: du bist nicht einmal so viel als ein Stock, du bist nur ein Stiel! Das kann ich nicht länger mit ansehn! Du must schlechterdings aus dem Winkel wieder heraus; und die Welt muß deinen Werth ganz einsehn.

Wenn du auch selbst zu schwächlich und marklos gewesen wärest, ein Stammhalter zu werden, wenn du auch nicht bestimmt warst, Meere gebieterisch zu durchsegeln, und ein hoher, majestätischer Mastbaum zu werden, so gehörtest du immer mit zum Stammbaum, an dem ja doch, wenns recht seyn soll, nichts fehlen darf.

Ich schaudre davor zurück, wenn ich bedenke, wie man dich behandelt hat; entsetzliche Begegnung ist dir widerfahren!

Wenn du auch für dich selbst kein Baum werden, und unter deinem Schatten Menschen und Vieh beschirmen konntest, so war doch dein Vater ein erhabner Baum, und um deßwillen hätte man

deiner schonen sollen: du warst doch immer von erhabnem Stamme, wenn du auch selbst nichts getaugt hättest; kurz, dir gehörte immer in der Höhe, und nicht in der Tiefe und im Winkel eine Stelle.

Das ist sonnenklar! Nur die verblendeten Menschenkinder, die deinen Werth nicht einsehn, dein Verdienst nicht zu schätzen wissen, können so hart gegen dich seyn. Tröste dich aber mit manchem Adamssohn, dem's nicht besser ergeht; die Welt ist in diesen Zeiten einmal dahin gegeben dem verkehrten Sinne, der das Oberste zu unten bringt, und Kraut und Rüben untereinander menget. Schicke dich in die Zeit, denn es ist böse Zeit.

Aber was soll das leidige Trösten! Das hilft dir nichts! Deine Hoheit will ich dir wiedergeben, der Welt will ich die Augen aufreißen, daß sie deinen Werth sehe, und hinfort ihr Herz nicht mehr verstocke, wie der Prophet sagt.

Was sollen deine Onkles und Tanten dazu denken! Ich sehe, wie sie die Köpfe schütteln und sich empören, die Schmach, die man dir anthut zu rächen: sie stehn hoch und groß da, ihr Haupt in den Wolken, und du, ihr würdiger Zweig, sollst im Staube liegen!

Euer brausender Zorn ist gerecht! Es stürmt in euch! Ihr empört euch! Eure Kinder sollen Besenstiele seyn? sie, die sonst aus der Höhe stolz auf den Staub niedersahen, sollen sich nun im Staube herumtreiben und im Staube wohnen?

Ihr zittert vor Wuth! Ich höre euren Entschluß, und der Himmel soll euch dazu beistehn! — Eine Landplage soll über die Menschenkinder kommen, als eine fürchterliche Strafe der widerspenstigen und verkehrten Welt! Mit verderbenden Raupen wollt ihr euch erfüllen, die sollen niederfallen auf die Menschen, und auf die Früchte der Erde, daß sie davon hinfallen, wie das Vieh.

Da habt ihr die Erklärung, verblendete Menschen, von den, seit einigen Jahren die Wälder verheerenden Raupen — eine Landplage sind sie, welche die Besenstiele über euch bringen.

Was hast du gethan, Besenstiel, daß man dich so behandelt! Hast du nicht mit beschattet alles was auf Erden kreucht, so da sind, beide Menschen und Vieh?

Hast du es nicht gern verstattet, daß die feinen Sänger unter deinem Schatten sangen, und das Ohr der Menschenkinder erfreueten?

Hast du nicht in der Krone des Baums geprangt, den Anblick des Baums verschönert, und das Land unter dir geschmückt?

Und die Menschheit wagte es, sich an dir zu vergreifen, und deine Hoheit anzutasten? Man ist so grausam, dich von deinem Stamme hinwegzureißen, deine Kleider auszuziehen, dich herunterzuhauen, dich zu schinden, dich zu einem Besenstiele zu machen, und dich mit Füßen zu treten? Ha! daß dich das Glück in eine gewaltige Hand, in die Hand

eines Simsons führte, der dich statt eines Esels-kinnbackens gebrauchte.

Aber hoffe und glaube, es wird die Zeit kommen, und sie ist vor der Thür, wo man deinen Werth einsehen, und der Staar von den Augen der Verblendeten sich lösen, wo man nicht mehr von dir, wie jetzt, sagen wird: du seist vom Zaune gebrochen, und seist von Holz wie die andern Stiele!

Armer Besenstiel! Wie du da unbekleidet und nackend im Winkel stehen mußt! Du hättest schier gar keinen Trost, wenn dich nicht zuweilen eine allerliebste runde Mädchenhand ergriffe und — mit dir Kehraus spielte.

III.

Nachgedanken über eine Null.

O

Um dich recht genau zu betrachten, hab' ich dich hiehergeschrieben, du wunderliche Null. Wie du da stehst, bist du nichts. So sprechen die Leute, ich sage das nicht, du kleine närrische Null!

Wie du dastehst, bist du ein kleines, weißes Fleckchen auf diesem Papiere, das mit einem schwarzen Ringe umgeben ist, ein kleines Ding, das Null

oder Nichts bedeuten soll. Du bist also etwas, und heißest nur Nichts.

Das geht dir wie vielen Dingen in der Welt, die wohl etwas sind und nichts heißen und nichts gelten. Es geht dem armen Menschen auch oft so, laß dichs also nicht befremden.

In keinem Dinge haben sich die Menschen mehr wiedersprochen als in Dir, und deiner Bedeutung Nichts. Es ist mir, als ob du uns alle auslachtest, du kleines rundes Auge. Sollst nichts seyn, und bist doch so nöthig, und gehörst zu den Zahlen, wenn wir zählen wollen so gut wie die andern, so gut wie die 9. Also auf den kleinen Zopf oder Schweif kommt's an, dann wärst du so ein Ding wie eine 9? Das wäre wunderbar! Ich will mich nicht wundern; wir arme Menschen sind lauter Nullen nach dem gemeinen Ausdruck, wenn wir nicht so etwas hinter uns her hängen haben.

Aber fühlt euren Werth, ihr Nullen, die ihr so unbedeutend scheint! Der große Zahlen- und Rechenmeister, der die Sterne zählt und bei uns Menschenkindern das Addiren, Subtrahiren, Multipliziren und Dividiren tagtäglich und stündlich treibt, hat euch alle mitgezählt, und kann ohne euch sein großes Exempel nicht ausführen — der König und der ärmste Mann stehn vor ihm nebeneinander.

Wie's doch in der Welt so auf das Zusammenstehen ankommt, wenn man etwas seyn soll, das seh' ich wohl recht an dir, liebe Null, und mit

dir soll sich jeder übersehene arme Mensch, der eine Nullhe ist und für eine Null gilt, trösten.

Es gehen Wunder mit dir vor! Du bist Nichts und heißest Nichts, und wenn ich auch noch eine Null neben dich stelle, so bist du immer nicht mehr als zweimal Nichts; da darf ich aber nur eine 1 vor euch hinstellen, nun seid ihr auf einmal eine große Zahl und heißet hundert, und ich darf nur noch eine 1 hinter euch stellen, so heißet ihr gar ein Tausend und eins.

Himmel und Erde! Was kann aus einer Null werden, wenn vielbedeutende Dinge um sie herstehen! —

Aber wenn nun die arme Null nichts, gar nichts wäre, wie könnten denn die andern Zahlen so viel werden, oder bedeuten, wenn sie sich mit den Nullen zusammenstellten.

Laßt euch, ihr armen Menschen nicht weis machen, daß ihr Nichts wäret: es kömmt nur darauf an, daß ihr, und mit wem ihr zusammenstehet. Der größte Mensch ist eine Null und bedeutet Nichts, wenn er ganz allein dasteht, und nicht in Verbindung mit andern gestellt ist. Einer ist um des andern willen da, und es gäbe keinen Oberherrn, wenn es keine Unterherren gäbe. Wird mancher über den Ausdruck hier lachen — in Gottes Namen! Ich nenn' es so: wenn ich auch nicht Herr über andere seyn kann, wenn ichs nur über mich selbst bin.

Du bist also immer nur eine Null, wenn du allein stehest, das heißt: du bedeutest nichts; aber deshalb bist du nicht etwa Nichts, sondern bleibst immer ein Ding, ein Etwas, welches man nützlich gebrauchen kann, wenn man es recht zu stellen weiß.

So sind also die armen Menschen gerade am allerwenigsten nichtsbedeutende Nullen; denn die stehn immer dicht im Gedränge, und arbeiten beieinander, und machen des lieben Gottes größte Summe aus. Sie tragen also alle redlich dazu bei, das große Rechen-Exempel vollzählig zu machen; denn wir brauchen ja schon die Null, wenn wir über die Zahl 9 hinausgehen. Wir arme Nullen machen das große, reiche Facit eben mit aus.

Ich würde mich recht freuen, wenn man uns lieben Landleute stets die armen Nullen nennen wollte, und jeden auslachen, der sich dadurch geschimpft glaubte. Ich will mich noch näher erklären, wie ich das meine. Die Zahlen 1, 2, 3, u. s. w. bis 9, bedeuten alle die Stände die über uns sind, oder, die Ehre, Rang, Ansehn und Gewalt über uns haben. In einem Lande aber, wo es keine Landleute gäbe, würden alle jene Stände vergeblich seyn, sie würden kein großes und vollständiges Ganze ausmachen können. Sie würden Zahlen ohne Null seyn. Um der Bürger und Landleute willen ist der Regent da, um ihretwillen hält er Minister und Räthe, um ihretwillen sind Gerichtshöfe angestellt, für sie sind Richter, Aerzte, Pre-

diger, Schullehrer u. s. w. Sie sind lediglich da, den Bürger- und Bauerstand zu belehren, zu regieren, durch beide einen Staat, oder ein großes Ganze zu bilden, und diesem Ganzen Reichthum, Größe und Stärke zu geben. — Da haben wirs! So geben die armen Nullen den Zahlen erst ihre Bestimmung, ihren wahren Werth, und machen mit jenen Zahlen zusammen das große Facit aus.

Nun sage mir noch einer, daß die Nullen nichts wären. Ach lieber Gott! Laß uns doch arme Nullen bleiben, bis ans Ende! Amen.

Wenn mir recht ist, so hab' ich einmal gelesen, oder irgendwo gehört: es gäbe ein Ding, das weniger als Nichts sey, oder es habe jemand weniger als Nichts. Wenn das kein Druck oder Sprachfehler ist, so muß sich's so erklären lassen: wir lieben Landleute sind arm, wir sind also Nullen, oder wie die großen und vornehmen Leute sagen: wir sind Nichts. Da wir aber fleißig arbeiten, und die großen reichen Summen mit vollzählig machen, und die großen Titel und Gewalten, die ohne uns nicht wären, mit hervorbringen, so mögen die wohl, die das nicht thun, die also nicht fleißig wirken und arbeiten, und dem großen Ganzen nicht nützen, weniger als Nichts seyn. Ja, ganz gewiß, das ist die Erklärung.

Ich muß einmal nachdenken, wer dazu wohl gehören kann.

Erstlich, alle Müßiggänger überhaupt, die dem lieben Gott den Tag abstehlen, nichts nützliches verrichten, und ihren Mitmenschen eine Last sind.

Zweitens, alle diejenigen, die aus Haß und Abneigung gegen die menschliche Gesellschaft, oder mit der verrückten Grille, keinen über oder neben sich zu haben, sich von der Welt in die todte und unwirksame Einsamkeit zurückziehen, und sich allen Gelegenheiten, Gutes zu thun und zum Wohle des Ganzen mitzuwürken, entziehen. Dahin gehören die stumpfen, gefühllosen Menschen, die sich um das Wohl und Weh ihrer Mitmenschen nicht kümmern, die Einsiedler, und die aberwitzigen Narren, die stets von Unabhängigkeit schwatzen und nach Unabhängigkeit streben, und darüber beinahe Hungers sterben.

(Lieber Gott! ich danke dir, daß ich eine arme Null, und nicht weniger als Nichts bin. Mögen doch meine Nachbarn alle, große Zahlen 7, 8, 9, seyn, wenn ich nur mit zur Summe des Ganzen gehöre und dazu mitwürke.)

Drittens, die großen Geldhäuser, die Geizhälse die nur immer für sich addiren und multipliziren, und ihren Mitmenschen wenig oder gar nichts davon zu gute kommen lassen.

Viertens, alle die Herren dieser Erde, die einen Titel haben, den sie nicht verdienen und

der ihnen einen Werth beilegt, den sie nicht haben.

Was hülfe dirs, liebe Null, wenn du dir einen langen Schweif anhingest, daß du wie eine 9 aussähest, wenn du deshalb doch immer nur eine Null bliebest, und als eine Null würken könntest.

Ihr lieben Landleute! Laßt uns doch ja arme Nullen bleiben, und Gott behüte uns dafür, daß wir nicht weniger als Nichts werden.

Eine Null ist also doch immer etwas, und wird nur bisweilen Nichts genannt, und bedeutet nichts, wenn sie so allein da steht. So erklär' ich's mir auch, wenn Moses sagt: Gott habe die Welt aus Nichts geschaffen. Aus Nichts wird Nichts, dabei bleib' ich, und wenn auch Moses hier vor mir stände. Ein Etwas, ein Grundstoff, woraus Gott die Erde zusammensetzte, war immer da.

Ich könnte noch Betrachtungen über dein Aeußeres oder über die Figur, die sie dir, du liebe Null, gegeben haben, anstellen, und mich darüber wundern, daß du ein runder Ring bist, an dem man weder Anfang noch Ende sieht, der also wohl eher ein Sinnbild der Ewigkeit seyn könnte; aber das will ich für diesesmal nicht thun, will mich lieber freuen, daß du so ein rundes Ding bist, und den großen Rechenmeister dort oben bitten, daß wir lieben Landleute immer recht runde und gesunde Nullen bleiben.

A n m e r k u n g. Wie man sich doch zuweilen nicht besinnen kann; ich wußte vorher nicht, was das heißen sollte: weniger als Nichts haben; nun ist mirs eingefallen: wer kein Geld hat und obendrein noch andern etwas schuldig ist, der hat weniger als Nichts.

Darum dank' ich dir lieber Herr Gott, daß ich nicht w e n i g e r a l s N i c h t s bin; laß uns lieben Landleute nur so schlecht' und rechte Nullen seyn und bleiben, und Nichts bedeuten. Amen.

IV.

Nachgedanken über die zerrissenen Schuhe in meiner Polterkammer.

Wenn doch mein gutes Weib darüber erst recht mit mir einig wäre, daß sie bei eurem Anblick', ihr lieben zerrißnen Schuhe, auch so froh aussehen könnte, als ich. Die Kinder machen einen noch ganz arm mit Schuhzerreißen, spricht sie oft und zerreibt sich die Stirn darüber, und ich stehe dann immer neben ihr, und weiß nicht, warum sie sich so wunderlich darüber hat. Wo viel zerrissenes Schuhzeug liegt, pfleg' ich zu sagen, da sind die Leute gesund und gut auf den Beinen. Besser zum

Schumacher, als in die Apotheke! Wenn ich euch so da liegen sehe, bin ich oft schon still gestanden, wie ich jetzt still vor euch stehe. Das menschliche Leben ist doch gar nicht so kurz, als man gewöhnlich glaubt; wenn ich bedenke, wie viel man gehen und Schuhe zerreißen muß, bis man am Lebensziel ist; wer achtzig Jahr alt wird, hat wenigstens dreihundert Paar Schuh' zerrissen. Nun denke man sich die schreckliche Weite des Weges, auf der man dreihundert Paar Schuhe zerreißt, bis man am Ende der Reise ist. Großer Gott, es ist kein Wunder, daß man sich nach und nach ganz matt und müde, und so abläuft, daß man am Ende nichts ist, wie Haut und Knochen, und zuletzt ohne Athem liegen bleibt. Eine tüchtige Strecke weiter! ruf' ich aus, wenn so ein Paar Schuh wieder zerrissen sind, und ich sie neben die andern in die große Polterkammer hinstelle, eine tüchtige Strecke weiter! Einige male schon sind mir die Freudenthänen dabei in die Augen gekommen, und die zerrissenen Schuhe sind mir fast ehrwürdig gewesen. Ihr alten guten Treters, hab ich sie dann oft angeredet, ihr habt mir gute Dienste gethan; ihr habt mich eine ganze Strecke näher dem Vaterlande gebracht, wo man keine Schuhe mehr zerreißt! Wie viel tausendmal tausend Schritte mag ich in euch gethan haben! Ihr seid getreu mit mir gewandert, und habt euch gleichsam für mich aufgeopfert, habt, wie ein treuer Freund, der sich über den Freund

wirft und die Dolchstiche, die den Freund treffen sollten, selbst auffängt, meinen Fuß beschützt und ihn vor Verwundung bewahrt, habt euch so lange bei diesem Schutze standhaft gehalten, bis ihr nicht mehr konntet, und eure Kräfte nicht mehr zusammen hielten. Ihr liegt nun bei den übrigen, die alle schon von der Zahl abgehen, die mein Leben zerreißen soll.

Wer euch ansieht, dem muß wohl einfallen, daß hier kein Bleiben und Ausruhen ist, darum sorgt auch jeder dafür, sich sobald er kann, wieder ganze in die Stelle der zerrissenen zu schaffen, und immer nur fortzuwandern. Es kommt mir immer vor, als wenn die Schuhe auf Vorspann wären: die alten zerrissenen Schuhe werden aus, und die neuen eingespannt; es muß immer schnell fortgehn, die Zeit zwischen dem Aus- und Einspannen ist ein kleines, kleines Ausruhen.

Viele Leute haben mich schon darüber ausgelacht, daß ich alles, was ich abreiße und ablege, so sorgfältig aufbewahre, und ich verarge es ihnen nicht, denn sie wissen nicht recht, was ich mir dabei denke; auch können sie und ich nicht dafür, daß sie sich das nicht so wie ich denken können und wollen, und daß sie kein Vergnügen daran finden, und mein Verfahren, wer weiß wie, nennen. Sie können lachen, und ich kanns ertragen. So bleiben wir gute Freunde.

Aber mir gefällts recht wohl in meiner Polterkammer, und ich bin manche Stunde darinnen, sehe mich unter den vorigen Zeiten um, und freue mich über den Einfall meines seeligen Vaters, der mich diese Aufbewahrung lehrte.

Da liegt alles auf- und neben einander geschichtet, was ich, seit meinen ersten Lebenstagen an Schuhen abgerissen habe.

Ihr ehrwürdigen Reste meiner vergangenen Tage, wie gern weih ich euch zuweilen ein Stündchen ernster Betrachtung; ach, ihr erinnert mich an so manches, was mir recht in der Seele wohl thut, und noch jetzt zu meinem Frommen dient.

Da seid ihr kleinen, Saffiangelben, fingerlangen Schuhe, die ersten meines Lebens, mit denen ich vom Mutterschoß auf des Vatersschooß hinging und vor ihnen auf dem Tische sprang. Ihr ersten kleinen, lieben Schuhe, ich seh euch mit Rührung an. Gott, was für ein kleines, ohnmächtiges Geschöpf war ich, als ich in euch noch stand und hüpfte! Was hatten meine redlichen Eltern da für Mühe mit mir! Meine Mutter, die gute, redliche, wie manche schlaflose Nacht hatte sie da um mich, und ich wußte noch nicht wie gütig sie war, und konnte ihr nicht danken. Mein zufriedenes Lächeln, wenn es mir an ihrer Mutterbrust wohl schmeckte, nahm sie für Dank an, mein Gedeihen war ihr Lohn für Wartung und Pflege. Gott, mit wie wenigem Danke ist eine Mutter zufrieden, und sie

thut

thut doch so viel an dem Kinde, und opfert oft Gesundheit und Leben für das Kind auf. Daß wir doch Alle so gern und so uneigennützig das Gute thäten, als es eine Mutter an ihrem Säugling thut.

Wie bald muß ich euch, ihr kleinen Schuh', entwachsen seyn: ihr seid nicht zerrissen. Es kommt mir mit euch wie mit den Knabenspielen vor: viele darunter sind so niedlich und unterhaltend, daß man sie immer fortspielen mögte; aber wenn der Knabe größer wird, entwächst er ihnen, sie kleiden den großen Knaben nicht mehr, ihr Raum ist ihm zu enge, sie sind ihm zu klein worden. Ach wir sind alle unsern unschuldigen Kinderspielen, unsern Knabenfreuden und Wünschen zu früh entwachsen! wir wurden große Knaben, und trieben größere, aber nicht vergnügendere Knabenspiele; wir großen Knaben haben die Freude nicht so wohlfeil mehr, und wir freuen uns nicht so in einem fort, wie die Kinder, bei denen das stete Froh- und Lustigseyn, die Wehmuth nicht aufkommen und dauern läßt; wir alten Knaben verlangen gar zu viel, ehe wir uns freuen können, und sind viel zu ernst für die Freude.

Wie sie da alle neben einander stehen, die kleinen Kinderschuhe! In jedem Paar liegt ein Zettel, worauf das Jahr geschrieben ist, in welchem ich sie trug, immer ein wenig größer, wie die Orgelpfeifen, und alle vorn an der Spitze durchgestoßen; kommt das daher, weil man dann so gern größer seyn will,

und stets auf den Zehen steht; auch erinnert ihr zerstoßnen Spitzen mich wohl an meine zerstoßene und zerfallene Stirn! In euch, kleinen Schuhe, bin ich viel gestolpert; wer lernte denn ohne Stolpern gehen! Einige Dutzend Schuhspitzen muß jeder Mensch erst wegstolpern, eh' er vorsichtig gehen lernt, und der Kopf heil wird. So ist's uns gegangen, und so wird es allen, die nach uns kommen, auch gehen. Muß mich darum wundern, daß mein gutes Weib die zerrissenen Schuhe unserer Kinder nicht so gern ansieht als ich, da meine Knabenschuhe gerade so aussehen, und mein Kopf noch nicht heil wäre, wenn an allen denen Schuhen die Spitzen nicht abgestoßen wären.

Neben diesen Schuhen meiner Kinderjahre liegt ihr, kleinen ersten Flügelkleider oder Pohlenröcke, leicht und bunt wie die Kinderfreude, und dahinfliegend wie sie. Als ich in euch noch herumhüpfte, war ich gut und unschuldig wie ein Engel, und kannte das Böse der Welt nicht; o warum hab' ich mich denn so sehr nach dem Größer- und Aelterwerden gesehnt! Und warum treiben denn so viele Eltern ihre Kinder so gar zu früh und recht mit Gewalt, aus den paar unschuldigen Kinderjahren heraus, und von den frohen Knabenspielen, zu den ernsten Geschäften fort? Wenn wir doch unsere Kinder so lange als möglich, unschuldige, frohe, lustige Kinder seyn, und sich an ihren bunten Kinderspielen ergötzen ließen. Nur zu bald geht diese einzig frohe Zeit des

Lebens dahin; hui! wie muß es da gegangen seyn, da stehn vierzehn Paar, die eine Jahrzahl haben, also in einem Jahre zerrissen sind.

Was das aber für Geld gekostet hat, sagt mein liebes Weib. Ja freilich! Aber das segnet der liebe Gott an der Gesundheit wieder, und bringts wieder ein. So ein Junge, der recht viel Schuhe zerreißt, schaft sich Kräfte auf den Leib, härtet seinen Körper ab, wird ein rascher, gewandter, junger Kerl, dreht sich dreimal um, indeß ein anderer sich einmal umdreht, hat Kraft etwas anzugreifen, arbeitet für drei Mann, und spart den Eltern dann wieder viele Ausgaben. Durch seine Knabensprünge und Wildheit hat er sich an Raschheit und Fleiß gewöhnt; nun wird ihm nichts sauer, alles geht an ihm, als ob es fliegt; eh' man sich's versieht, ist die Arbeit fertig, und eine andere wird muthig angegriffen; er kann nicht still sitzen, muß immer sich beschäftigen, immer arbeiten, und so kommt er zu etwas, und wird ein braver Kerl, und bringt's seinen Eltern hundertfältig wieder ein, was er als Knabe gekostet hat.

Gottlob, daß das bei mir auch so ist! ich sehe euch mit Freuden an, ihr zerrissenen Knabenschuhe, und habe darum immer den lieben Vater im Himmel gebeten, daß er mir Jungen geben soll, die recht viel Schuh einmal zerreißen. Meiner Frau hab' ich davon aber nichts gesagt; denn die würde ein Aergerniß daran nehmen und denken, ich wollte

mit Gott einen Scherz treiben, und das will ich doch wahrhaftig nicht; aber ich denke immer, es ist eine herrliche Sache um die wilden Jungen, die nicht einen Augenblick stillsitzen können, und sich immer herumtummeln müssen, und mein Tage ist aus einem schläfrigen, trägen Füllen, noch kein rasches muthiges, fleißiges Pferd geworden.

Euch da seh ich wohl, ihr steht so ein wenig allein, wie die allerersten Kinderschuhe; euch bekam ich, als ich eingesegnet wurde! Ach eine feierliche, feierliche Zeit! Ich werde den Tag nie vergessen. Namenlos seeliger Gefühle ist doch auch ein Knabenherz schon fähig. Wie einem ist, wenn man einen recht großen Herrn, der einen sehr glücklich machen kann, zum Freunde bekommen hat, so und noch weit anders, ich kann's nicht aussprechen, war mir; ich fühlte mich selbst so groß, und hielt mich für so viel, daß ich mit dem großen Herrn so vertraut umgehn sollte, und ich nahm mir's so fest vor, mich immer so gut zu betragen, daß er sich meiner zu schämen nie Ursach haben sollte. Doch wie will ich's beschreiben, mit welcher gerührten und seeligen Seelenstimmung, und mit welch einem freudigen Muthe zugleich ich diesem Tage entgegen ging. Es mag auch wohl bei mir wahr geworden seyn, daß ich mehr gefühlt als gedacht habe, und daß das Gefühl nicht immer ein sich stets gleich und hellbleibender Leitstern für den Tugendweg ist; daß hingegen feste, in eigene Ueberzeugung übergegangene

Grundsätze der wahren Rechtschaffenheit und des edlen Lebenswandels sicherer, und gerader zum Ziele führen; ich sehe das an den Schuhen deutlich, sie sind so gut wie die vorigen schief gegangen. Wie das so bei dem Leichtsinn jener Jahre geht; man ist rasch und flüchtig, man nimmt sich zu nichts recht Zeit, man zieht die Schuhe nicht recht auf, schnallt sie nicht dicht und sorgfältig, und achtet nicht darauf sie umzuziehen. Aber ich bin doch nicht böse darüber. Es ist ein glücklicher Jugend-Leichtsinn, der die Schuhe schief geht, der über alles noch leicht hinweghüpft. Mein Vater seeliger sagte immer in seiner Herzens-Einfalt: wo die Schuhe noch schief sind, da ist das Herz noch grade. Das mag wohl wahr seyn; wenn man erst weiter hinkommt, und älter, und darum auch sorgfältiger und ein wenig eitler bei dergleichen Dingen geworden ist, dann ist auch die glückliche Unbefangenheit dahin; man denkt: was werden die Leute sagen, wenn du nicht ordentlich gehest, wenn du noch so kindisch springen und so unanständig laufen wolltest, du mußt dich nun nett und ordentlich kleiden, du must auf einen niedlichen Fuß halten, du bleibst ja sonst hinter andern zurück — ja ja, wenn man erst so in sich spricht, dann läuft man die Schuhe nicht mehr schief; dann aber lernt das Herz bald etwas schief gehen. Triebe und Leidenschaften wachen nun auf, und da ist bald ein Schritt von dem graden Wege abgethan; es tritt leicht schief und fehl.

Gewöhnlich geht man die Schuhe zum erstenmale grade, wenn man zum erstenmale liebt, und Hoffnung hat wiedergeliebt zu werden. Aber dann wird auch das Herz sogleich ein wenig schief. Da lernt es bald kleine Winkelzüge, und verleugnet sein sonst so schönes Gradedurchgehn; es lernt sich verstellen, es schlägt unregelmäßig, es lernt nun auch wohl Empfindungen hegen, die es mit dem Wohle des andern nicht gut meinen.

Lieber mögen meine Jungen ihre Schuh ein paar Jahre länger schief laufen, dabei aber grade und unbefangen am Herzen bleiben. Wo dies ohne das Schiefgehen der Schuhe in der Jugend geschieht, da ist's eine sonderliche uud außerordentliche Gabe Gottes.

Ja ja! ich hatte wohl Recht! Hier weiterhin, da stehts geschrieben! Was das für ein paar spitze nette Schuhe sind, zwei Jahre nach dem Einsegnen — da war ich zum erstenmale verliebt; die sind nicht mehr schief gelaufen. Ich erinnere mich recht wohl, daß ichs meinem Vater damals übel nahm, daß er mir Vorwürfe über diese zu leichten und nicht dauernden Schuhe machte, und mir das Geld ärgerlich dazu gab. Die Schuh ging ich gerade, aber mein Herz ging schief Sie standen mir bald nicht mehr an, sie waren schon breit getreten, und ich konnte doch mit einem breiten Schuh nicht vor meinem Mädchen erscheinen; auch hatten ja die andern jungen Leute, so niedliche spitze Schuh, ich mußte

nothwendig andere haben, der Vater durfte das aber nicht merken: ich nahm das Geld dazu aus meiner Sparbüchse, die ich doch bald darauf, als mein Vater mich darnach fragte, unangebrochen nannte. Ich war eitel, unordentlich, verheimlichte und log. — Ach wie schief war mein Herz, und wie schön gerade meine Schuhe!

Ihr seid nicht zerrissen! Aber wie ungleich seid ihr meinen ersten, nicht zerrissenen Schuhen! Wie unschuldig war ich in denen, wie schuldig in euch! Jene ersten unten, ein Bild der Kinderspiele, denen wir entwachsen; ihr seid ein Bild der Begierden, die uns überwachsen und zerrütten.

Da weiterhin, stehn wieder so ein Paar abgesondert von den übrigen! ihr seid es, liebe Bräutigams-Schuh. Es freut mich, daß ihr besser aussehet, als jene verliebten, nicht zerrissenen, wovon da ein halb Dutzend Paar neben einander stehen. Ihr seid tüchtig gebraucht, und so ist's Recht. Ein Mann, der das Seine zu Rathe halten muß, kann nichts zur Parade hinstellen, er muß alles nutzen, so lange er kann, und je länger jede Sache zu nutzen ist, desto ehrenwerther ist ihr Andenken; der Nutzen eben, und nicht der äußere Schein, bestimmt ihren Werth. An euch seh ich, daß ich besser geworden bin! Ihr seid die ersten, die den ruhigeren Gang des Mannes verrathen! Man steht sonst gern in den Bräutigams-Schuhen auf Schrauben; aber das wollt ich nicht. Ich wollte als Mann nicht

gern weniger seyn, als ich als Bräutigam war, und darum richteten sich meine Schuhe nach meinem Fuße, und nicht die Füße nach dem Schuhe. Ihr seid bequem, wie es seyn soll, und habt nicht eher euren Platz dort bekommen, als bis ihr nicht mehr auszubessern waret. Mit euch bin ich eine tüchtige Strecke weiter geschritten! Ihr habt euch bewährt durch lange Brauchbarkeit, ihr seid das Bild guter Haushaltung! Seit ich euch getragen habe, verbrauche ich jährlich zwei, auch wohl drei Paar Schuh weniger, obwohl ich noch mehr zu gehn als sonst habe. Aber der feste Gang des Mannes kippt und wippt nicht stets wie der Knabe mit den Schuhen, macht nicht unnöthige Umwege, und läuft die Meile nicht fünfviertel. Der Gang des Mannes, wenn er auch schnell seyn muß, ist fest und sicher, und wählt den besten und den kürzesten Weg. So wird's ihm eher als dem Knaben möglich, seine Schuhe gerade zu gehen, ohne daß sein Herz dabei schief wird.

Ihr habt einen guten Anfang gemacht, ihr lieben Bräutigamsschuhe; alle, die bis jetzt neben euch stehen, sind so rechtlich zerrissen, und so lange als möglich benutzt und ausgebessert, bis sie so mürbe waren, daß sie keinen Stich mehr hielten. So soll's mit dem, der euch trug, auch gehen, er wird so lange arbeiten und seine Dienste thun, so lange seine Kräfte redlich benutzen, so lange an sich ausbessern, bis er nicht mehr zusammenhält, und wie ihr, in die Kammer unter der Erde,

neben seine in Staub zerfallne Mitwanderer hingelegt wird.

Wann wird das seyn! Wie viele Paar Schuhe werd' ich noch brauchen, eh ich meine große Lebensreise vollendet habe! Wo wird das letzte Paar stehen!

Wenn's mir so wie den mehresten geht, so wird das letzte Paar nicht zerrissen werden; das allererste und das allerletzte Paar Schuh des menschlichen Lebens wird selten zerrissen. Werd' ich alt, so wird mir's wie den mehrsten alten Leuten gehn, die sich gar zu gern noch ein Paar neue Schuhe machen, und, sie gesund zu zerreißen, sich wünschen lassen; denn kurz vor dem Erlöschen flackert das kleine müde Lebenslicht noch einmal recht auf, da erwacht so recht süß noch einmal die Lust zum Leben, dies ist gewöhnlich das Zeichen der baldigen Auflösung, da kommt's auf einmal dem Geist vor, als hätt' er noch vieles zu besorgen und zu beschicken. Mancher fing noch kurz vor seinem Tode einen großen Bau, oder ein weitläuffiges Geschäft an; ein anderer schickte sich zu einer weiten Reise, und die mehresten lassen sich gern noch ein Paar Schuh anmessen. Ehe die Schuh oft noch ankommen, war mancher Greis schon entschlummert, andere sahen sie mit kindischer Freude, und streichelten mit der Hand auf ihren blanken Solen, futterten sie sich aus: da solls sich recht weich drauf gehn, zogen sie vielleicht ein paarmal an, und dann zog sie der Tod aus.

Ich werde euch denn wohl auch nicht zerreißen, ihr letzten Schuhe meines Lebens, weil der Tod, will's Gott, mich auch einmal überraschen wird. Bis dahin will ich mich noch immer meiner zerrißnen und abgelegten Schuhe herzlich freuen, und hier in der Polterkammer, euch ehrwürdigen Reste betrachten, und mich daran erinnern, was ich schon alles an den Schuhen abgerissen habe. Das will ich thun, bis ich auf den letzten Sohlen gehe. Amen.

V.

Nachgedanken über eine Perücke.

Schreckliches rauhes Ding, ich bebe immer vor dir zusammen, wenn ich dich in deinem großen geistlichen Staate erblicke, und an die Köpfe gedenke, die du mit deinem Gewicht tyrannisirst. Grausiges Gemisch von Ziegenbocks- und Pferdehaaren, was haben dir die armen Menschenköpfe gethan, daß du sie so mißhandelst!

Ich habe schon manchen gar sanften, lieben jungen Mann gekannt, der, ich möchte sagen, ganz der lebendige Satan wurde, sobald er seinen Kopf in dieses schreckliche Fell gesteckt hatte. Wir haben so einen Unhold zu unserm Prediger hier gehabt,

der stets grimmig wie ein Bär auf die Kanzel stieg, vor Zorn einmal übers andere das Pulpet zerschlug, der nur immer unsern Sünden fluchte, und uns mit Leib und Seele in die Hölle schleuderte. Mit gräßlicher Schadenfreude sah er uns dann darin brennen, hörte lachend unser Heulen und Zähneklappen, und freute sich, daß wir Zeitlebens im höllischen Schwefelpfuhl stecken würden. Stets war er barsch und unbarmherzig gegen uns, wenn er auf der Kanzel stand; wir fanden keine Gnade vor ihm, er schleppte uns stets vor Gottes Gericht, nannte uns nur immer Böcke, die zur linken stehn müssen, verfluchte, vermaledeiete Böcke. So wie er war, mußte der liebe Gott grade auch seyn. Der mußte uns nur immer mit den sieben Landplagen drohen, uns verzehren in seinem Feuer-Eifer, uns zerschmettern in seinem Zorn, und hinausstoßen in die äußerste Finsterniß, die Zähne über uns zusammenknirschen, auf uns niederschlagen, daß es donnert und blitzt, uns erst zu Brei, dann wieder immer und ewig in die Hölle stoßen — ich mag nicht mehr daran denken! Gottlob, daß sie ihn von uns nach der Stadt gehohlt haben! —

Ach du schreckliches, rauhes Ding von Bocks- und Pferdehaaren, wozu kannst du den armen Menschen machen! Wer diesen barschen, schrecklichen Mann in seinem Hause, wenn er nehmlich die Perücke nicht auf hatte, sprach, der glaubte gar nicht, daß ers wäre; da war er ein sanfter guter

Mensch, der kein Kind beleidigte, und allen Menschen Gutes gönnte.

In seinem eignen Haare kann man auch nicht so tolle Streiche angeben; denn da gehn die bösen Dünste immer frei und leicht aus dem Kopfe fort; aber die grausame Perücke verwehrt ihnen ja mit aller Gewalt den Ausgang, und sie müssen alle in dem finstern Kopfe bleiben, den keine Sonne und kein Mond bescheint, und in dem kein Licht vor allen den bösen Dünsten, die sich darum sammeln, leuchten kann.

Gott lobe mir doch mein eignes Haar, und lasse mirs bis ans Ende! Wenns nicht so ganz natürlich zuginge, daß durch das Zurückbleiben der Dünste, das Licht im Kopfe nicht brennen und leuchten könnte, oder viele Menschen in schwarzen Röcken nicht die Grille hätten, man könne die Menschen nicht anders selig machen, als wenn man sie immer tief in die Hölle verfluchte, so sollte man denken, die Bockshaare brächten das Stößige so mit sich, und steckten den Kopf an.

Es ist schrecklich anzusehn, und mir schauert allemal die Haut, wenn so ein Kopf recht tief in solch einen Haarpelz hineingekrochen ist. So eine Perücke kommt mir immer vor wie ein Garn, worin man den hellen Menschenverstand fangen will; wer weiß, ob sie ein loser Vogel dafür nicht erfunden hat; man sehe so einem schrecklichen Dinge nur

auf die Haut, da sieht man das klare Netz, wies den Kopf einfangen soll.

Wenn mir recht ist, so schreiben sich die großen Perücken mit den Hammelpfoten hinten, aus den Zeiten der Hofnarren her, die ihren gestrengen Herren dergleichen rauhe Köpfe empfalen, um sich über sie lustig zu machen, und an den Hammelpfoten hinten zu zupfen; und die Narren machten den Herren weiß, sie sähen gar nicht wie Herren aus, wenn sie so ein Ding nicht auf dem Kopfe trügen. Das merkten sich denn auch viele geistliche Herren, und setzten, um sich rechten Respekt zu geben, solche Haarköpfe auf. Es soll eine lange Zeit darüber hingegangen seyn, ehe sich die Hunde an diesen Anblick gewöhnt haben, sie mußten ein fürchterliches Raubthier darin zu erblicken glauben.

Ja, es ist erstaunlich, was so ein Ding für einen Respekt um sich wirft; selbst ein Perückenstock verbreitet Respekt um sich her, wenn er diese Glorie trägt; kann's einen darum nicht wundern, daß man die Pastoren, die es sonst wagten, ihr eignes Haar zu tragen, Freigeister nannte, und einen lieben, braven Mann, der mit einem Zopf auf die Kanzel trat, aus seinem Amte warf, weil ein Mann mit einem Zopfe schlechterdings nichts Gutes auf der Kanzel sagen, und dem Volke keine guten Lehren geben kann.

Es mußte ein Straf-Exempel geschehn, spracht ihr Perücken, unter denen sich die Haare eurer ge-

fangenen Köpfe, über den frechen Spötter, den Zopfträger, empor bergten, ihr saßt hoch und verwegen auf den Köpfen, und zucktet über den erboßten Stirnen der Eiferer hin und her. Es war schrecklich anzusehen, wie sich die Perücken alle über den Zopf empörten und zu Berge standen, als der Zopf ihnen prophezeihte: es wird die Zeit kommen, wo man euch in eurem eignen Fette sieden, und euch in die Finsterniß hinauswerfen wird.

Wenn wird die Zeit kommen, daß ihr fürchterlichen Perücken aufhöret die Menschenkinder heimzusuchen! Ich mag das Unheil nicht aufzählen, das ihr mit euren eingefangnen Köpfen gestiftet habt. Wie viel tausend Köpfe habt ihr durch eure Finsterniß verfinstert, um desto sichrer über Dummköpfe herrschen, und im Finstern eure Werke desto ungestöhrter treiben zu können! Wie manchem armen Sterbenden habt ihr die letzten Augenblicke seines Lebens trostlos und verzweiflungsvoll gemacht: die schrecklichste Barbarei, die man begehen kann! so einen armen, elenden, vom Tode zugesetzten Menschen, da noch mit seinen Sünden, mit qualvollen Vorwürfen, mit angedrohten ewigen Strafen zu quälen — hebt euch weg von mir ihr abscheulichen Perücken! Wie lange wirds denn noch dauern, daß der gesunde Menschenverstand unter diesen Haarwulsten erdrückt wird, daß er hell und frei und unverhüllt ans Licht tritt.

VI.

Nachgedanken über einen Spazierstock.

So schön und geschmeidig du aussiehst, durch so vieler Herren Länder du auch gereist bist, kleines eitles Ding von Holz, ich kann dich doch eben nicht loben. Ein tüchtiger, handfester Stock aus dem Schwarzdorn geschnitten, an den ich mich fest stützen kann, ist mir lieber als du. Daß du mehr in der Mode und bei den vornehmen Leuten mehr angesehen bist, giebt dir deshalb noch keinen wahren Werth. Die Nutzbarkeit entscheidet den Werth einer Sache; und Nutzen seh ich an dir nicht.

Oder thu ich dir zu viel? Solltest du nicht auch, wie jedes Ding in der Welt, eine gute Seite haben? Ich muß dich näher betrachten.

Du bist schlank und schön aufgewachsen, niedlich gerundet, schön polirt und abgeschliffen, ein glattes, gefälliges Stöckchen. Du fährst auf, und es ist mir, als sprächst du: nun hat denn diese meine schöne Außenseite nicht schon einen Werth? Aeußeren Werth freilich. — Auch innern Werth hab' ich, erwidert das kecke Stöckchen. Ich kann dich Ergebung in den Willen des Stärkern, vernünftiges Nachgeben, nach den Umständen sich Fügen, Leich-

tigkeit im Umgange, Geschmeidigkeit in den Wendungen lehren. Auch Standhaftigkeit fehlt mir nicht; biege du mich noch so viel, ich gebe nach, ich lasse mich bis zur Erde drücken, ich breche nicht, ich richte mich immer wieder auf, um dir und deinem Willen immer aufs neue zu Diensten zu stehen.

Du bist fertig mit deinem Selbstlobe, nun will ich reden. Deiner äußeren Gestalt nach, bist du das Bild eines schönen, schlanken, gefälligen Mädchens, auch wohl eines wohlgebildeten Jünglings, mit denen du auch außerdem die Aehnlichkeit hast, daß man sich auf sie, wie auf dich nicht stützen kann, weil sie in sich selbst zu schwach sind, den rechten Widerstand zu leisten. Eins kann hier ohne das Andere nicht seyn. Da sie noch jung und schlank, und ohne innere Festigkeit sind, so werden sie auch noch von jedem kleinen Winde gebogen, schwanken hin und her, und können keine Last tragen; so muß es ihnen natürlich noch an aller Standhaftigkeit fehlen.

Aber nun komm' ich auf deinen inneren Werth, von dem du selbst so viel Worte machst.

Du willst mich Ergebung in den Willen des Stärkern lehren, und ich nehme deinen guten Willen mit Dank an. Wisse aber, daß es keine wahre männliche Ergebung ohne innere Festigkeit giebt. Wer sogleich der auf ihn eindringenden Gewalt nachgiebt, und sich nicht ermannt, seine Kräfte nicht zusammen nimmt, und sich standhaft im Be-

wußtseyn

wußtseyn seiner guten Sache, und seines Werths, als einen gesetzten Mann, mit dem es sich nicht spielen läßt, der Muth und Kraft sich entgegen zustemmen hat, zeigt, mit dem spielt die Gewalt bald Fangball. Wer jedem kleinen Drucke, der ihm droht, sich sogleich gutwillig und feigherzig unterwirft, der wird bald ein elender Sclave, den jeder Schurke mißhandelt. Wer sich von jeder kleinen Schwierigkeit überwinden läßt, sich jedem kleinen Unfalle beugt, vor jeder drohenden Miene zittert und erschüttert wird, der wird bald von Allen gemißbraucht, ihm wird alles aufgepackt, er muß zu allem, auch zu den ärgsten Mißhandlungen freundlich aussehen, und darf nicht muchsen, muß die Ruthe küssen, die ihn geißelt. Wer seinen Körper so verzärteit und verwöhnt, daß er ihn vor jeder etwas scharfen Luft einhüllt und bewahrt, der bringt ihn bald dahin, daß er jedem, auch dem kleinsten Unfalle erliegt.

Ganz unbiegsam darf man nicht seyn; zu trotzen und zu widerstehen, wo Widerstand völlig vergeblich seyn würde, wo die Uebermacht zu groß ist, wäre unsinnig gehandelt; ich muß dem Strom mitunter nachgeben; nur mich nicht jeder kleinen Welle, die auf mich herfährt, beugen. Mein Gewaltiger, mein Feind, muß mich nicht für zu ohnmächtig, für zu klein halten Selbst wenn das Schicksal mit einem Unfall' gegen mich anzieht, werf' ich mich nicht gleich feig zu Boden, und lasse auf mich

losdrücken. Da samml' ich allen meinen Muth, biete alle meine Kräfte auf, wie ich standhaft seyn, wie ich die Gewalt schwächen, und sie weniger schädlich für mich machen will, da wend' ich alles an, mich fest und ausdauernd zu zeigen, da widersteh' ich, so lang' ich widerstehen kann; auch dem Schicksale gelingts nicht, mich gleich zu Boden zu drücken; in meinem Muthe', Leiden standhaft zu ertragen, in der Ruhe und Fassung, die ich mir zu erhalten suche, und in der ich auf Mittel denke, und sie ergreiffe, seinen Druck zu schwächen, findet es, wo nicht hinreichenden Widerstand, doch Schwächung seiner Angriffe, findet es Würde und Festigkeit in meinem Betragen, findet es Gleichmuth und Standhaftigkeit, und nicht unthätiges, verzweiflungsvolles Wimmern und hundisches Kriechen.

Diejenige Ergebung in den Willen des Stärkeren, womit du eitles Spazierstöckchen prahlst, verlang' ich nicht! Die ist das, was die Tugend eines leichtsinnigen Mädchens ist, die nicht Lust hat den Angriffen des Lasters zu widerstehn, und schon verwöhnt durch beständiges Nachgeben, sich ohne Kraft zum Widerstande sieht.

Der Mann kann dich nicht brauchen; aber auch von meinen Kindern verlang' ich dergleichen Ergebung nicht. Ich suche ihren Körper wie ihren Geist zu befestigen, daß er nicht gleich vor jeder Drohung und vor jedem kleinen Unfalle dahin sinkt. Auch

von meinen Kindern verlang' ich deine beständige Biegsamkeit, die gar keiner Festigkeit, keines erforderlichen und nöthigen Widerstandes fähig ist, nicht. Ich leide keine Widerspenstigkeit von ihnen, aber ich mag auch nicht leiden, daß sie meine Hunde seyn sollen, daß sie schweigen, und sich gar nicht auf eine sanfte Art vertheidigen sollten, wenn ich ihnen aus Uebereilung Unrecht gethan hätte; ich will es nicht, daß sie dann hundisch um meine Füße kriechen, und mir für die gnädige Strafe danken sollen. Das sollen sie auch dann nicht einmal thun, wenn sie völliges Unrecht gethan haben; sehn sie es nicht in ihrer eignen Vernunft ein, daß sie die Strafe verdient haben, und daß sie wohlthätig für sie war, so wird das Küssen der Ruthe, und das Danken für die gnädige Strafe, sie nicht zu dieser Ueberzeugung bringen; es wird nur immer ein hundisches Manöver seyn, das sie machen müssen, und das sie nur noch mehr gegen den strafenden erbittert. Wo ist auch das ältere oder jüngere Kind, das im ersten Gefühle des Schmerzes, den die Strafe ihm zuzieht, sich der Wohlthätigkeit derselben sogleich bewußt werden, und diese im ersten Augenblick' eingestehen kann. Ich mag meine Kinder zu dieser schändlichen Verstellung, mit der sie ihre Eltern belügen, nicht gewöhnen; sie mögen immerhin eine Weile still und unwillig über den Schmerz seyn, und nicht gleich wie ein Hund wieder wedeln, und

um die Füße kriechen; ich mag die Menschen nicht zu Hunden erniedrigen.

Was sagst du hiezu, du immer biegsames, unterthäniges, geschmeidiges Spazierstöckchen! Und du prahlst damit, mir an dir zu zeigen, wie man vernünftig nachgeben muß. Nur der ist auf dem Wege vernünftig nachgeben zu lernen, der nicht da nachgiebt, wo Nachgeben Böses bewürkt oder begünstigt.

Man darf dich nur ein wenig seine Gewalt fühlen lassen, so bückst du dich gleich bis auf die Erde.

Aber ich richte mich auch immer gleich wieder auf.

Ja schon recht, um dich immer wieder zusammendrücken zu lassen. Bedaurungswürdige Menschen, deren Loos ein ewiger Druck ist, unter dem sie schmachten. Mein Schwarzdornstock biegt sich auch, wo die Gewalt über ihm ist, denn Bäume beugen sich vor der Gewalt des Sturmes, und es ist gut, sonst würde einer den andern erschlagen: der schwächere muß dem stärkern weichen; aber beständig, und bis auf die Erde sich beugen, das litte mein Schwarzdorn nicht, lieber bräch' er.

Lieber sterben, als stets unter ein hartes, die Menschheit verhöhnendes Joch sich schmiegen!

Wo die Menschen neben den Spazierstöcken aufwachsen, da war es einmal so; aber Gottlob, nun wird's auch anders, die Menschen wollen über Menschen, und nicht über kriechende Hunde regieren.

Was ist's denn nun mit deinem Ruhme, du eitler, allerunterthänigster Spazierstock. Du prahlst, man könne von dir Leichtigkeit im Umgange lernen! Nun, das läßt sich hören, das ist eine werthe Gesellschaftstugend. Aber der zu geschmeidige hat diese Tugend nicht, er ist gegen jeden gleich ergeben und dienstfertig, seine Leichtigkeit wird Flüchtigkeit, Leichtsinn, Zudringlichkeit, und diese sind keinesweges Tugenden. Deine Geschmeidigkeit ist übertrieben, sie kann in keiner anständigen Gesellschaft gefallen.

Was ists denn nun mit dir, kleines schwankendes Spazierstöckchen! Man nimmt dich in die Hand, um einen Zeitvertreib zu haben!

Und so werden viele Menschen an die Hand genommen, um einen Zeitvertreib zu haben.

So ein Spazierstöckchen ist die tändelnde, faselnde Liebe, die, wo es Schwierigkeiten giebt, nicht Stand hält, und da, wo sie unterstützen soll, plötzlich einsinkt.

Ach Gottlob, daß die Liebe zwischen mir und meinem Weibe nicht so ein schwankendes, faselndes Spazierstöckchen ist, gottlob, daß wir uns aneinander stützen und lehnen können, und daß sie uns auf dem Wege unsers Lebens, ein fester Wanderstab geworden ist, an dem es sich sicherer fortgehen läßt.

So ein Spazierstöckchen ist ein junges Weibchen, das nur immer spazieren gehen will, und für die Wirthschaft keinen Sinn hat. So lange der Mann spaziert, geht sie mit und ist freundlich. Bleibt er

zu Hause, so läßt sie sich von einem jeden andern an die Hand nehmen, um nur immer spazieren zu gehn, und sich selbst die Zeit zu vertreiben.

Gottlob, daß mein Weib nicht so ein ewiges Spazierstöckchen ist, das nur immer auf der Straße zu Hause seyn, und durch Komplimente in eine stets sich beugende und knicksende Bewegung gesetzt seyn will. Gottlob, daß sie ein sicherer Stab des Hauswesens ist, an dem es ordentlich fortgeht; daß sie im Kreise der ihrigen, und im stillen, häuslichen Vergnügen zufrieden ist; daß sie in ihren Gesinnungen nicht wankt, und ihre Liebe und feste Eintracht mich stützt.

So ein Spazierstöckchen ist ein junger Freund, der noch ohne festen Charakter ist. Sich auf ihn zu stützen, daran ist nicht zu denken; er taugt nur zum Cameraden-Umgang und zum Mitgespielen.

Wohl dem, dessen Freund ein erfahrner, geprüfter und bewährter Mann ist! Ein solcher Freund ist ein Wanderstab auf der Lebensreise, auf den man sich fest stützen kann, mit dem man getrost fort durchs Leben geht, mit dem man sich gegen räuberische Anfälle vertheidigt.

Mit so einem Spazierstöckchen hält man keinen Hund von sich ab.

Du meinst, es sei auch nicht deine Bestimmung zu unterstützen, du seist nur zum Zeitvertreib und zum Spaziergange gewachsen.

Auch auf einem Spaziergange giebt es oft Stellen, wo uns so ein fester, dritter Fuß, ein fester Stab, der den Weg vorher untersucht, sehr zu gönnen ist. Mancher Spaziergang wurde schon eine Reise zur Gefahr und zum Tode.

So ein Spazierstöckchen, das sich nur immer bückt und schmiegt, ist ein Höfling. Wehe dem Fürsten, der auf ihn traut, und sich auf ihn stützen will; er darf nur die Hand von ihm lassen, so springt er um so weiter von ihm ab, je krümmer und tiefer er sich vorher bückte. Er windet sich einem andern gerade eben so um die Hand, läßt sich von einem andern eben so gekrümmt und demüthig in die Tasche stecken.

Gottlob, daß ich solch einen Höfling nicht um mich habe, der mir vor lauter Unterthänigkeit und Geschmeidigkeit stets in die Tasche kriecht, und mir zu gefallen, weiß, schwarz nennt, wenn es auch weiß wie der Schnee wäre. Da, wo die schlanken biegsamen Spazierstöcke wachsen, war das sonst, und ist mitunter noch so; bei uns, Gottlob, kommt so ein Höfling nicht mehr auf.

Hebt euch weg von mir, ihr Spazierstöckchen alle, ich lobe mir meinen festen Stab!

VII.

Nachgedanken über einen Quirl.

Fruchtbarer Zweig der mütterlichen Erde, fleißiger Quirl, sei du der Gegenstand dieser ernsten Betrachtung! Du gehörst eben so gut in die Reihe der Dinge, als der geringste Mensch zu den Menschen gehört, die ihn nicht kennen und nicht achten. Die gute Mutter Erde, nährte und pflegte dich, da du noch in ihrem Schooß' als Keim lagst, und da du als Kind hervorgingst, und deine Arme ausstrecktest, mit eben der Liebe und Sorgfalt, mit der sie alles, was aus ihrem Schooße hervorgeht, nährt und pflegt. Dein Stamm hatte dich lieb, und hätte dich gegen keinen Oehlzweig dahingegeben.

So liebt jede, auch die ärmste Mutter ihr eignes armes Kind, das sie vielleicht kaum ernähren kann, über alles, und würde es gegen ein Königs-Kind nicht vertauschen.

Du warst ein Zweig voll gesunder, herrlicher Anlagen! In einem schönen Kreis' um dich her, schienen deine Abkömmlinge sich verbreiten, schienen künftig in voller Kraft sich erheben, und Schatten geben zu wollen; aber du wardst gleich in der

Kindheit hart behandelt, abgeschnitten von deinem Stamme mit allen deinen Sprößlingen und schönen Anlagen, und wardst zu einem armseligen Quirl erniedrigt.

Es geht manchem armen Menschen gerade so, wie dir! Er hatte oft die schönsten Anlagen, Kräfte in sich zu einem großen, Schutz und Schirm verleihendem Manne; aber man achtete nicht darauf, weil er unter dem großen Haufen aufwuchs. Sein Schicksal wollte, er sollte nur ein Quirl werden, weil in der Welt eben so gut Quirle als Scepter seyn müssen.

Wie regelmäßig und kunstvoll dein Bau ist, du kleiner Quirl! Wie deine Arme frei und gleichmäßig hervorgehn!

Ich betrachte dich darum so genau, weil es vielen großen, hoffärtigen Menschen, die den armen Mann wie einen armen Hund, und noch weniger halten, noch gar nicht eingefallen seyn mag, daß die armen Menschen eben so große Kunststücke der Natur als sie selbst, und oft noch viel schöner und regelmäßiger von innen und außen gebaut sind.

Ein Quirl ist dazu da, sich immer umher wirbeln, und umher drehen und treiben zu lassen, keine bleibende Stelle zu haben, von einer Hand in die andere zu gehen, mit seinen Händen und Armen und Füßen zu arbeiten so rasch er kann. Durch ihn wird alles durcheinander gebracht und gemischt,

und zu einer Masse gemacht, und wenn er hundert Hände hätte, man gäb' ihm zu thun.

Ei du bist, du guter Quirl, ja wohl recht das Bild der armen Leute, die nie still stehn dürfen, immer mit Händen und Füßen arbeiten müssen, und die nicht Arme und Hände genug haben, um alles, was man ihnen aufträgt, verrichten zu können, die oft seufzen: wenn man doch nur hundert Hände hätte! Setzt lieber noch hinzu: auch hundert Rücken, damit man euch noch mehr aufbürden könnte. Es ist wohl wahr! durch die armen Leute wird, wie durch die Quirle, alles erst recht durcheinandergebracht, und die vielen Theile recht untereinander geschüttelt und gemischt, daß sie ein Ganzes ausmachen. Einer braucht den andern, der Reiche den Armen, durch die armen Leute hängt eigentlich die Welt zusammen! die bearbeiten alles, die bringen alles mit einander in Verbindung. Die bringen die nöthige Mischung erst zu Stande.

Wenn ihr armen Menschen aber so nützlich fürs Ganze seid, so sollte man euch doch auch in eurer Würde lassen, und euch nicht so mißhandeln und verachten; so sollte man mit dem zufrieden seyn, was ihr mit euren zwei gesunden, fleißigen Armen und Händen arbeiten könnt, und euch nicht mehr zumuthen, als eure Kräfte vermögen, euch nicht wie Quirle betrachten, die mehrere Arme haben.

Auch von den Quirlen verlangt man zu viel; sie kämen mit zwei Armen, die schnell arbeiten,

auch zurecht; aber der bequeme Mensch hat nie genug, er verstümmelte lieber den schönsten Zweig. So ward schon mancher arme Mensch verstümmelt und verwahrlost, weil man ihm mehr zu arbeiten gab, als seine Kräfte vermogten, und man versündige sich schwer an der Menschheit.

Hin und wieder ist schon ein Befehl ergangen, daß keine fruchtbaren Zweige mehr zu Quirlen verstümmelt werden sollen, weil dies den Bäumen gerade die besten Zweige raubt, die künftig ganze Familien hätten wärmen und pflegen, und vor der Winterkälte hätten schützen können, und so die Quirle an der Holztheurung und selbst am Holzmangel mit Schuld werden.

So ist's auch oft schon befohlen, daß man die armen Arbeiter nicht so mißbrauchen, und mehr von ihnen fordern solle, als ihre körperlichen Kräfte zulassen, weil man sonst der Arbeit ihre besten Stützen nehme, die, wenn eine größere Last, als sie tragen können, auf ihnen liegt, zerbrechen und einsinken.

Aber wie lange wirken Befehle! Der Spott, der zuweilen wohl recht haben mag, meint: die großen Eichen und Tannen, die in aller Stille für den Unterschleif der Forst-Aufseher umgehauen werden, und die Verschwendung gestrenger Forstherren, die zu viel Holz schlagen, und zu wenig anpflanzen, versteckten sich hinter die Quirle, und die kleinen Diebe hinge man, und die großen ließe man laufen.

Eins mag wahr seyn, aber das andere ist auch wahr. Nicht bloß die Armuth und der Druck des Schicksals, verstümmeln die armen Menschen, und nehmen ihnen schon früh alle Kraft, nützlicher zu werden, und allen Muth sich auszubilden, sondern mehr noch die Ungerechtigkeit der harten, und die Ueppigkeit der bequemen Menschen, die dem Armen stets alle Hände voll zu thun geben, ihn nicht aufkommen lassen, und ihm so viel Last auflegen, daß er nicht mehr gerade gehen kann.

Wehe den armen Leuten, die stets wie Quirle gebraucht, und schon früh verstümmelt und von dem Stamme getrennt wurden, an dem sie hätten grünen und blühen, und Früchte tragen können; ich denke hier vorzüglich an die hoffnungsvollen Kinder, die ihre Eltern früh verlohren, und sich nun in der Welt unter andern Leuten, die ihrer nicht achten, und ihren Körper durch zu harte ihnen aufgelegte Arbeit verwahrlosen, umhertreiben müssen, keine bleibende Stelle haben, und sich von einem jeden herumhudeln lassen müssen.

Mir blutet das Herz, wenn ich an diese armen, gemißbrauchten Zweige denke.

Gottlob, daß ich nicht so ein armer, verwahrloseter Quirl bin! Ich bin wohl auch ein Untergebner, aber ich wollte den sehen, der mich herumhudeln, und wie einen Quirl brauchen wollte.

VIII.

Nachgedanken über einen Knüppel.

Wenn ich so einen tüchtigen, hagebüchnen Knüppel sehe, der ohne weitere Zustutzung, so wie er hinterm Zaune gewachsen ist, seine handfesten Dienste thut, so fallen mir die armen Dienstboten auf dem Lande ein, die auch im Scherz oft rechte Knüppel genannt werden.

Vergönne es mir, Knüppel, daß ich dich näher betrachte, und dich in deinem Werthe preise; denn du bist der Betrachtung werth, wenn du das Bild handfester, tüchtiger Dienstboten auf dem Lande bist.

Wo du auch her bist, hinterm Zaune gewachsen, oder im Vorbeigehn abgerissen, so hab' ich dich noch nie gesehn, wo du nicht gute Dienste thun solltest, oder sie schon gethan hattest.

Daß du auf dem platten Lande, in der Wildniß, und nicht in der künstlichen Pflanzschule wuchsest, darüber wirst du von mir keinen Spott hören; du wuchsest da, wo du wachsen und wo du nutzen solltest.

Du gingest noch nie bloß mit spazieren, du dientest immer nur zur Beschützung, oder zur Abwehr, zur Hülfe und zur Unterstützung.

Wenn der ehrliche Landmann so etwas vor hat, wo es etwas durchzufechten giebt, oder ihm wird ein Geschäft', ein Gang schnell übertragen, wo er angefallen werden kann, oder wo er einem Gaudiebe auf der Spur ist, wo er einen unbekannten Weg zu gehn, oder einen unsichern Wald zu passiren hat, da bricht er sich gleich im Vorbeigehn, wo er ihn am ersten findet, aus dem Zaune oder vom Baume, so einen tüchtigen, handfesten Knüppel ab, den er wie seinen treuen Freund an die Hand nimmt, und mit dem er muthiger fortwandert.

So ein tüchtiger, guter Knüppel, ist jeder gute, handfeste Dienstbote auf dem Lande, und er soll es für eine Ehre halten, daß er so genannt wird.

Wo du auch her bist, hinterm Zaune gewachsen, (das heißt, nicht hinter der Mauer, wie die Städter) oder im Vorbeigehn abgerissen, so daß man deinen Stamm und dein Herkommen nicht einmal kennt, so hab' ich dich noch nie gesehn, wo du nicht gute Dienste thun solltest, oder sie schon gethan hattest; du hattest tüchtig gearbeitet, oder du gingst zur Arbeit. Du erfülltest deinen Beruf, und so klein dein Wirkungskreis vielleicht auch war, du fülltest ihn aus, und mehr wird nicht von dir verlangt; das heißt: du bist auf deiner Stelle ein achtungswerther Mensch.

Du standest noch immer deinem Manne, wo es Gefahr gab, und ließest dich nicht faul finden, wenn

es irgendwo etwas durchzufechten, anzugreifen, zu vertheidigen, zu helfen oder zu beschützen gab.

Wenn Hülfe Noth ist, dann bist du da, dann gehst du mit, wie du gewachsen bist, und thust treue Dienste.

So ein tüchtiger Knüppel, den man so am Wege abreißt, weil man ihn unterweges zu brauchen glaubt, ist so recht aus dem vollen gehauen, ohne Taille, ohne schönen Band, Knopf und Beschlag, nicht gebeitzt noch polirt, sondern ein rohes Kind der Natur, wie sie hinterm Zaune wachsen.

So sind freilich die armen Dienstboten auf dem Lande auch; aber sie sind zu schwerer Körperarbeit bestimmt, nicht zum-Spazierengehn, wie die gebeitzten Stöckchen der Stadt und der Herren: sie sind das was sie seyn sollen, stark und ausdauernd in der Arbeit, ohne äußern Schmuck, dessen die harte und schwere Arbeit nicht bedarf, ohne Anmaaßung und Gefallsucht; aber voll innerer Festigkeit und Standhaftigkeit; unbiegsam zwar, aber auch Widerstand leistend, wie Stahl und Eisen; äußerlich grob und unpolirt, aber im innern treu und stark.

Ihr seid das treue Bild tüchtiger Knüppel, und ihr könnt euch bis dahin etwas darauf zu Gute thun! Ihr armen dienenden Bauersleute, habt aber auch ganz das Loos dieser tüchtigen Knüppel, und das thut mir in der Seele weh.

Man thut den armen Knüppeln gar zu oft Ueberlast, und denkt nicht darauf, wie viel sie aushalten können. Eben weil sie hart sind, so glaubt man, nie sacht mit ihnen umgehn zu müssen. Mit so einem armen Knüppel wird oft geschlagen und getobt, wo es nicht nöthig wäre, auf Stein und Eisen; man erprobt seine Kräfte auf das Aeußerste, man thut ihm Gewalt an; bricht er, so bricht er, was ist daran gelegen! Wächst er doch hinterm Zaun', und giebts ihrer doch mehr, als man brauchen kann.

Ach ihr armen, armen dienenden Bauersleute, wenn das euch auch so ginge! Leider habt ihr häufig dasselbe Schicksal. Wo keiner hin will, da werdet ihr hinausgestoßen; man frägt so oft nicht, ob ihr stark genug zu der Arbeit seid, ob man euch nicht zu viel thut, und ihr meint's auch mehrentheils selbst so gut, nehmt mehr auf, als ihr tragen könnet, und verbrachet und verkrüppeltet euch so schon oft.

Wenn so ein tüchtiger Knüppel seine Dienste gethan hat, dann wirft man ihn weg, und weiß es ihm weiter keinen Dank: man kann ja alle Tage einen andern wieder haben.

Freilich giebt es der armen dienenden Bauersleute, der armen Dienstboten so viel, daß man täglich andere haben kann; aber deshalb muß man doch ihre guten, uns geleisteten Dienste anerkennen, und ihnen dankbar seyn. Mancher arme Dienst-

bote

bote hat schon seinem Herrn das Leben gerettet, und der Herr hat nachher kaum daran gedacht, ihm auch nur mit ein paar Sylben dafür zu danken.

Mancher sieht die armen Dienstboten so fremd an, als ob sie gar nicht zu den Menschen gehörten, und denkt nicht daran, ihrer auch nur im geringsten zu schonen; mancher mögte auf ihnen, wie auf einem Klotz, Holz hauen. Die sind hart, die werden nicht umkommen, die haben kein Gefühl, so, und auf ähnliche Art, drücken sich die harten Menschen oft über die armen Dienstboten aus, wenn sie eine fast übermenschlich schwere Last zu tragen haben, oder wenn sie Tag und Nacht, ohne zu ruhen, in der härtesten Arbeit ausharren müssen, oder wenn ihnen eine Krankheit zustößt.

Ach die Armuth ist zu weit zurückgekommen, in zu schrecklicher Entfernung von den begüterten Menschen. So ein armer Dienstbote ist nicht so gefühllos, als ihr glaubt. Es giebt Zustände und Zeiten, wo sein Gefühl eben das verlangt und bedarf, was dem Reichen von allen Seiten zu Diensten steht und entgegenkommt. So lange er gesund ist, geht's; da erträgt er alles, leidet alles Ungemach, und tröstet sich mit den Worten: es ist nun einmal nicht anders, der arme Mann ist zum Lastthier gemacht. Er fängt auch wohl an zu murren, und wird wieder geduldig, wenn er die Worte herausgestoßen hat: wo man keinen Hund hinausjagt, muß der arme Mensch fort! Auf einem armen Menschen

wird recht Holz gehauen: der ist gar nicht, als ob er dazu gehörte.

So lang' er gesund und bei Kräften ist, geht alles; aber nun laßt ihn eine Krankheit befallen. Die harten Reichen werden's nicht glauben; aber wir untereinander, die wir nicht hart und reich sind, wollen es uns wohl zu Herzen nehmen, daß so ein armer Mensch, wenn er krank ist, wenn er nicht mehr fort kann, sich wohl auch Bequemlichkeit und die hülfreichste Unterstützung wünscht, und sie mit innerem Schmerz über die arme niedergedrückte Menschheit, die hier keine Bequemlichkeit haben kann, vermißt.

Er fühlt es nur zu sehr, daß ihm das Lager zu hart ist, er mögte gern weicher liegen, und seine Glieder besser ausruhen lassen können.

Er hätt' es wohl gern, und er wär' es wohl bedürftig, daß immer jemand um ihn wäre, der seiner wartete und pflegte, der ihm zuweilen, wenn er matt da liegt, und nicht sprechen mag, einen Labetrunk anböte, oder sein Lager ihm anders legte, oder ihm liebreich zuspräche.

Er wär' es wohl bedürftig, und seine Natur sehnet sich, wenn die gewöhnlichen Nahrungsmittel und Tränke nicht mehr herunter wollen, eben so wie die Natur des Reichen, nach Veränderungen, und hat eben die besondern Appetite in ihrer Art, wie sie die kranke Natur des Reichen in ihrer Art hat.

Er sehnt sich, wenn er erschöpft und verzehrt von Hitze da liegt, eben so, wie sein gestrenger Herr, wenn er krank ist, nach labenderen, erfrischenderen und besseren Getränken.

Er sieht sich, wenn er krank ist, und nicht Lust zu sprechen hat, gern eben so zuvorkommend und sanft behandelt, als sein gestrenger Herr, und hat es gern, daß man sich um ihn bemüht, und redliche herzliche Theilnahme für ihn äußert.

Wenn er ganze Nächte schlaflos zubringt, dann sehnt er sich so gut wie sein gestrenger Herr, nach einem Gehülfen, der um ihn sey, der ihm die lange Nacht mit verbringen helfe, der ihm Hoffnung und Trost zuspreche, und mit den oft ungeduldigen Aeußerungen seines Schmerzes Geduld habe.

Und wenn er sich dann immer kränker fühlt, und sich von keiner Seite geholfen sieht, dann ächzet seine Liebe nach längerem Leben, eben so gut, wie der Reiche, nach mehrerer, nach besserer Hülfe; dann bittet sein matter Seufzer, und sein Händeringen, daß man doch alles anwenden möge, sein Leben zu retten, seine schrecklichen Schmerzen zu lindern.

In Stunden des tiefsten Grams und Leidens, wo ihm ein großes Unglück zugestoßen ist, bedarf er eben sowol, und bei dem Mangel an Kräften sich selbst zu trösten, noch mehr als der Reiche, der Zerstreuung, Aufmunterung, Beruhigung, der Gesellschaft.

Ach aber so gut wirds dem armen Menschen nicht geboten. „Der ist hart, der hat kein rechtes Gefühl, glaubt man, und da mag er immerhin auf hartem Lager liegen, wenn er krank ist, er wird nicht umkommen, wie kann so ein armer Mensch Bequemlichkeit, Gemächlichkeit verlangen wollen; das können arme Menschen nicht haben.“ Da bleibe du liegen, du bist abgefertigt.

„Ein Dienstbote kann keine Aufwartung verlangen; er muß zusehn, wie er allein auf seinem Krankenlager fertig wird, wer kann ihm da einen halten der seiner wartet. Er muß trinken was da ist, den besondern Appetit muß er sich vergehn lassen, das kann kein armer Mensch haben, man hat mehr zu thun, als auf seine Krankheit passen zu können; es ist genug, daß man ihn im Hause behält, er ist kein großer Herr, mit dem man viel Umstände machen kann: ein armer Mensch muß mit allem zufrieden seyn; wenn er ungeduldig ist, soll sich gar keiner um ihn bekümmern; wer kann bei ihm des Nachts wachen, die Leute arbeiten sich am Tage schon müde genug; große Doktors kosten viel Geld, das wird einem vom Dienstboten nicht wieder eingebracht; was leben bleiben soll, lebt wohl!“ Dies sind die gewöhnlichen Worte, womit die armen leidenden Dienstboten abgefertigt werden. Das weiß der arme Mensch, und darum schweigt er lieber, und liegt sich wund auf seinem harten Lager, und weint in der Stille über den Druck, unter welchem die Ar-

muth schmachtet; so zwingt er sich lieber mit dem schrecklichsten Ekel, die matten Getränke ohne Labung herunter, legt sich mit Anwendung seiner letzten Kräfte selbst sein Kopfküssen zurecht, deckt die Augen zu, als möcht' er sich selbst vergessen, verschluckt seine Seufzer, und tyrannisirt seinen Körper, weil er ihm fast alles versagen muß, was seine lechzende Natur verlangt, und was der reiche Kranke in Ueberfluß hat, und ihm entgegen kommt; für ihn ist doch keine Labung hier, für seine Erschöpfung doch keine Stärkung und Erfrischung; alles das kann der arme Mensch nicht haben, das hat die Erde nur dem Reichen vermacht. So durchwacht er traurig seine schrecklich langen Nächte, und harrt des kommenden Morgens, wie ein armer Verlassener; so liegt er still, und verbeißt seine Schmerzen, die keine liebreiche Zusprache, die er so sehr zu schätzen weiß, erträglicher macht; so verzweifelt er an seinem Aufkommen, verbittert sich durch schwarze und ängstliche Vorstellungen den Tod noch mehr, und liegt als der Unglücklichste dieser Erde da.

Stirbt er, so stirbt er, heißt es, für den Tod ist kein Kraut gewachsen; man glaubt alles gethan zu haben, wenn man einen unerfahrnen Dorfbarbier ihn ein paar Mal besuchen läßt.

IX.

Nachgedanken über eine alte Schubürste.

Ehrwürdiger Gegenstand des Nachdenkens, du immer geschäftige, alte, ehrliche Schubürste! Dir weih' ich diese stille Betrachtung.

Du bist ein borstiges Ding, das einem hart und unansehnlich in die Augen fällt, und einem stets zuruft: du bist Staub und Asche, wie die Erde, die dich trägt, und die dir an den Füssen klebt, und du bedarfst der beständigen Säuberung! Große, wichtige Wahrheit, an die du alte, ehrliche Schubürste uns nicht genug erinnern kannst! Darum fühle deinen Werth! So gering geachtet du auch bist, so kann der Mensch doch von dir lernen, so mag er von dir es hören, daß es mit seinem Stolz ein elendes jämmerliches Ding, und mit seiner Schönheit nur Staub und Asche ist. Wenn das doch manchem gestrengen Herrn, der seine armen Unterthanen wie das Vieh behandelt, recht oft einfallen wollte.

Ich denke an deinen Ursprung, du alte, ehrliche Schubürste, und erstaune, daß man dich so mißbraucht, und zu den niedrigsten, schmutzigsten Arbeiten bestimmt hat. Du, sonst der Schmuck und

die emporstrebende Bedeckung des gereitzten starken Ebers, und jetzt an einen Klotz, wie ein Missethäter gebunden, zur niedrigsten Arbeit verdammt.

So schien wohl mancher arme Mensch nicht dazu gebohren, andern wie eine Schubürste zu dienen! Doch, was thut der Stand! Jeder Mensch, der seine Pflicht thut, und in seinem Berufe treu ist, hat Werth!

Damit magst du dich arme Schubürste auch trösten! Du mußt immer unterthänig seyn, früh und spät aufwarten, immer zu Füßen liegen, und im Staube dich umkehren, im Staube leben und weben, den Füßen dienen, sie reinigen, und dich doch von ihnen treten lassen. Du bist wohl ein recht erniedrigtes, armseeliges Ding!

So erniedrigt ist mancher arme Mensch der Erde, der nicht besser wie eine Schubürste gehalten wird, und wie eine Schubürste dienen muß.

Du bist so borstiger, sich auflehnender Natur, und hast dich so schmiegen gelernt, bist so bereitwillig, dauerst so lange in deinem Dienste aus, trägst so geduldig das dir aufgelegte Jochholz, und wenn du schon ganz stumpf und abgenutzt bist, dienst du noch deinem Herrn — o du bist wohl recht das Bild eines alten treuen Dieners im Hauswesen!

Alte Schubürste, wie ehrwürdig bist du mir in diesem Bilde! Komm, daß ich dich von dieser

Seite noch näher betrachte, und deinen Werth verherrliche! Ja! es ist mir ein wahrhaftig ehrwürdiger Anblick, wenn ich so einen alten treuen Diener sehe, und ich halt' es für eine Ehre mit ihm bekannt zu werden, wenn es auch nur der geringste Dienstbote wäre. Ich weiß selbst nicht, wie mir so zu Muthe wird, wenn ich von so einem alten treuen Menschen höre, der oft dreißig und mehrere Jahre seiner Herrschaft gedient hat; die Thränen laufen mir vor Freuden aus den Augen, und es ist mir, als sollt' ich mit der Welt so recht zufrieden seyn.

Unser eins, der selbst dient, weiß es gar zu gut was dazu gehört, und wie grundgut ein solcher Mensch seyn muß, der so ausdauert, und sich so werth zu erhalten weiß.

Ich denke immer, es ist keine geringe Kunst, so Tag für Tag, und Jahraus Jahrein, mit einem Menschen umzugehn, immer mit ihm zufrieden zu leben, so alles, Freud' und Leid, mit ihm geduldig zu tragen, und nicht von ihm lassen zu können.

Das immer Beisammenseyn, hat seine großen Gefahren für die ausdauernde Verträglichkeit. Von beiden Seiten lernt man sich da gar zu genau kennen, und Fehler, die man vor einander verbirgt, wenn man sich fremder bleibt, oder die nicht gesehen werden, weil man nicht immer zusammen ist, und zu denen sich keine Veranlassung in der größeren

Entfernung findet, erscheinen dann in ihrer ganzen Blöße.

Herren sind wunderlich, und Diener sind auch wunderlich, weil sie arme zerbrechliche Menschen sind, und weil jeder Mensch auf dieser Welt gern seinen eignen Willen haben mögte, ohne zu bedenken, ob's gut wäre.

Nun denke man sich, wie viel so ein treuer Diener seyn muß, der es nicht gelernt hat, sich zu verstellen, und nun doch mit Gewalt es dahinbringen muß, sich stets selbst zu beherrschen, keine wunderliche Miene an sich blicken, keinen Widerwillen, der etwas nicht gern thut, an sich merken zu lassen, keine Bequemlichkeitsliebe, so sehr auch ein schwacher Körper ihn dazu vermöchte, an sich zu äußern; immer der gleich gelassene, freundliche, dienstwillige, aufmerksame, zuvorkommende Mensch zu seyn, der die Miene seines Herrn studirt, und seine Wünsche ihm an den Augen absehn soll.

Was für eine schwere Kunst hat so ein armer Mensch zu lernen; denn wer sie nicht ganz inne hat, nicht ganz fertig in ihr ist, der wird auch nie so ein alter treuer Diener im Hauswesen werden.

So einem armen Menschen geht oft viel herum im Kopfe; er hat vielleicht Noth und Sorgen, die er seinem Herrn nicht anvertrauen kann, oder aus Respekt nicht darf; er mögte sich ausweinen, oder austoben; sein Herr ruft, alle Falten müssen vom Gesichte fort, er muß freundlich nach seinen Befeh-

len fragen. Sein Herr ist wohl gar übler Laune, fährt ihn hart an, sieht sich aus Eigensinn nichts zu Danke gemacht; der arme Diener fühlt, wie sehr sein Herr Unrecht hat, aber er darf nicht widersprechen, er kennt die Hitze seines Herrn, er geht, und vergießt vielleicht Thränen in der Stille, daß ihm so Unrecht geschieht.

Aber unter tausend armen Dienern, hält das immer auch nur einer aus; von tausenden lernt nur immer einer seine Natur so verleugnen; dieser eine aber, ist denn auch der wahrhaftig ehrwürdige! Er hat den schwersten Beruf den ich kenne. Von Natur ist der arme Mensch, der ohne feinere Bildung und Erziehung blieb, gar nicht recht geneigt zum Nachgeben, zum Selbstverleugnen, und zur Selbstbeherrschung, er verdient also unsere ganze Bewunderung, wenn wir ihn darin zu einer solchen Fertigkeit kommen sehn.

Und muß er sich denn nicht immer selbst verleugnen und beherrschen? Nirgends stehen sich doch die Wünsche mehr entgegen, als wo der eine zu befehlen, und der andere zu gehorchen hat; der gehorchende muß stets seinen Willen, dem Willen des Befehlenden unterwerfen.

Ein schweres, schweres Stück Arbeit, hat so ein armer, treuer Diener. Es ist ein harter, kalter Wintermorgen, er mögte so gern noch ein Stündchen schlafen und sich wärmen, zumal, da er erst spät zu Bette gekommen ist; aber die bestimmte

Zeit zum Aufstehen ist da, er muß heraus, muß gegen Fleisch und Blut kämpfen: ein armer Mensch soll einmal keine Bequemlichkeit haben. Er befindet sich nicht recht wohl, er mögte sich gern etwas pflegen, und im Bette bleiben; aber darunter würde sein Herr und der Dienst leiden; er ist miserabel wie ein Hund, aber der arme Hund muß heraus; wer soll seine Arbeit verrichten, ein Anderer würde sie seinem Herrn gar nicht zu Danke machen; es hilft nichts, er muß heraus, ein armer Mensch muß so lange arbeiten, bis er dahinstürzt, er hat keine Zeit zum Kranksehn.

O du alter treuer Diener! Du wirst mir immer ehrwürdiger! Ich drücke dir die Hand, du edler, guter, geringgeachteter Mensch, und freue mich so herzlich über dich, daß mir die Thränen aus den Augen gehn, und daß ich deines gleichen zu seyn wünsche.

In vierzig, funfzig Jahren, (so lange dientest du schon oft einem Hause, und kamst wie ein altes Inventariumstück, auf Kinder und Kindeskinder,) läßt sich schon manche schwere Last tragen, in einem so langen Zeitraum mag wohl manches vorgefallen seyn, das deine Treue und Standhaftigkeit hart geprüft hat. Du hast schon graues Haar, hast dich schon stumpf gedient, und bist, nach dem gemeinen Ausdrucke, noch immer bei der Hand wie eine alte Schubürste, und läßest nicht eher nach mit dienen,

als bis dir die Haare vor Alter ausgehn, und du auf deinen Füßen nicht mehr fort kannst.

Alte treue Schubürste! Du hast mich an Menschen erinnert, deren hohen Werth ich noch nie einsahe und beherzigte, die aber von nun an, mir stets ehrwürdig seyn sollen.

Was muß das für ein braver, guter Mensch, für ein alter, rechtschafner, treuer Diener gewesen seyn, dem der brave Edelmann Rochow auf Rekahne, folgende Grabschrift setzen ließ:

Grabschrift

auf meinen im Leben geliebten Diener, den wohlseligen Herrn Joh. Fried. Markus, gestorben den 4ten Juni 1793, alt 68 Jahr.

Hier schläft mein alter Freund,
Der einst mein Diener war.
Er theilte Freuden und Gefahr
Mit mir fast zwei und vierzig Jahr!
War treu, geschickt und liebte mich;
Oft für mein Wohl besorgt, vergaß er sich.
Darum sei hier aus Dankbarkeit
Dies Denkmal ihm von mir geweiht.

Friedr. Eberh. v. Rochow auf Rekahne.

Der alte Kauz denkt, wer sich darüber nicht freuen kann, ist ein gefühlloser Mensch, und mag ihm zehn Schritte vom Leibe bleiben! Er ist mit sich und seinem Herzen, wenns darüber hoch hüpft,

recht wohl zufrieden, und schämte sich nicht, mitten in der größten Gesellschaft eine Freudenthräne darüber zu weinen; was gehn ihn die Narren an, die lachen!

Oft für mein Wohl besorgt, vergaß er sich, heißt's in der Grabschrift. Kann ein Mensch mehr thun? O es hat dergleichen treue Diener gegeben, und giebt ihrer noch, die ihrem Herrn ins Gefängniß, in Elend, Noth und Tod gefolgt sind, und es ihm als keine große Aufopferung angerechnet haben. Es hat der alten treuen Diener gegeben, die sich ganz für ihren Herrn aufgeopfert, ihr Leben für ihn gelassen, die auf ihn gerichteten Dolchstiche und Schwerdthiebe in ihrer Brust aufgefangen haben, und es giebt ihrer noch, die dieser großen Tugenden fähig sind, die ihren Herrn, es gehe wie es wolle, nicht im Stich lassen, die sich selbst völlig arm machen, um ihren Herrn aus Verlegenheit zu retten, die im Kriege, wo man kein Brod haben konnte, gern selbst hungerten, und das, was sie noch hatten, ihrem Herrn gaben, sich in die größte Gefahr aus Liebe für ihn wagten, nicht von ihm lassen konnten, wenn er etwa, unglücklich und verarmt, sie nicht mehr besolden konnte, und ihm unentgeldlich, fürs bloße liebe Brod dienten.

Alte, treue Schubürste, an was für große treffliche Menschen hast du mich erinnert, was für edle Menschen hast du mich kennen gelehrt!

X.

Nachgedanken über ein Aushängeschild, und über ein Stückchen Gold- oder Silber-Blech, auch über Titel, Stern, Orden u. s. w.

Bin ich denn zu alt oder zu stumpf, daß mirs gar nicht recht einleuchten will, warum sichs die Menschen nach den Titeln so sauer werden lassen, und mancher einen großen Theil seines Vermögens gern hingiebt, um sich einen Titel zu erkaufen, und wenns Glück gut ist, und der Titel recht hoch und vielbedeutend klingt, Haus und Hof hinterherwirft, um dem großen Titel Ehre zu machen. Titel, Titel, ich habe mir das Wort schon oft hin und her genannt, um mich daran zu gewöhnen, und seinen Ton doch einigermaßen so lieblich als die andern zu finden; aber es will nicht gehn, es muß an meinem Trommelfell im Ohre liegen, das nicht stark und hoch genug gespannt seyn mag, um das Hohe und Schöne dieses Tones finden zu können. Auch ärgere ich mich, daß ich das gar nicht so recht begreifen kann, was ein Titel eigentlich sagen will. Soll er das Geschäft jemandes bezeichnen, und von

andern unterscheiden? das glaub' ich nicht. Da sind so viele Hofräthe, die dem Hofe nichts zu rathen haben, so viele Kriegsräthe, die keinen Rath geben können und dürfen, wenns Krieg ist; es klingt auch immer, als wenn die Leutchen zum Kriege rathen sollten, wovor uns Gott bewahren mag! so viel Geheimeräthe, die von geheimen Dingen nichts zu erfahren bekommen; so viel geheime Sekretäre, die öffentliche Sachen, welche das ganze Land erfährt, schreiben: ich glaub' es also nicht, daß die Titel das Geschäft jemandes bezeichnen sollen. Aber den Werth? O das ist gewiß nicht oft wahr! Ich habe immer gehört, daß es viele Titelherren giebt, die keinen wahren Werth, keine hervorstechenden Geschicklichkeiten besitzen. Und dann müßt' es ja auch vor allen Dingen Titel geben, die den Werth rechtschafner Gesinnungen, des edlen Herzens, der Gewissenhaftigkeit und des Fleißes, mit welchem man arbeitet, genau bezeichnen. Da sind doch aber nur einige Titel, die dies thun, und die gefallen mir darum auch recht wohl. Se. Excellenz, zu teutsch, Seine Vortreflichkeit, oder vortreflicher Mann, Se. Eminenz, zu teutsch, du über Alle hervorragender Mann; Se. Hochwürden, du Mann von hoher Würde! ach wenn diese Titel nie lügen, darauf könnte man sich mit Recht etwas zu Gute thun. So einen Titel mögt' ich auch wohl haben, das heißt: so eines Titels mögt' ich auch wohl werth seyn. Ich kann es nicht begreifen, daß man

solcher Titel nicht recht viele gemacht hat, da es doch der edlen und schönen Eigenschaften so viele, Gottlob, unter uns giebt, die einen vor dem andern auszeichnen. Wenn so jeder Titel das Aushängeschild des wahren Verdienstes wäre, man sollt' einmal sehn, was das zum guten aufmuntern würde. Da hieß es: Se. Standhaftigkeit, der Herr u. s. w. Se. Gleichmuth, Se. Edelmuth, Se. Dienstwilligkeit, Se. Unpartheilichkeit, Se. Bescheidenheit, Se. Rechtschaffenheit, Se. Geradheit, u. s. w. und Ihro Anspruchlosigkeit die Frau ꝛc. Ihro Sanftmuth, Ihro Leutseeligkeit, Ihro Liebenswürdigkeit, Ihro Wirthschaftlichkeit, Ihro Verträglichkeit u. s. w. Und im Gegensatz dieser, könnte man denn auch haben; Se. Naseweisheit, Ihro Spitzfindigkeit, Se. Nachläßigkeit, Ihro Saumseeligkeit, Se. Faulheit, Ihro Trägheit u. s. w. So wüßte man doch gleich, woran man mit den Menschen wäre. Man könnte dies dann eben so gut in den Zeitungen publiziren, und eine öffentliche Liste führen, die alle die, sowohl durch ihre Tugenden, als durch ihre Fehler sich auszeichnenden, genau bemerkte.

Ich sehe also auch hieraus, daß die Titel den wahren Werth nur sehr selten bezeichnen, und nun weiß ich gar nicht, wie ich mit ihnen daran bin, und warum die Menschen so darnach laufen: es müßte denn vielen nur darum zu thun seyn, mehr zu scheinen, als sie sind.

Darnach

Darnach werde ich mich nie richten! ich will nie mehr scheinen als ich bin. Es kommt mir so natürlich vor, daß man grade so gut sei, wie man scheint. Weil ich denn so bin, so mag ich denn freilich wohl auch nicht nach der Mode seyn; aber wer kanns allen recht machen. Der Nächste bin ich mir selber, und wenn ichs mit mir selbst nicht gut meine, mir selbst eine Brille vormachen will, so mögt ich wissen, wie ichs gegen andre halten sollte. Ich würde mich sehr schämen, wenn irgend jemand von mir spräche: der sagt etwas was nicht Wahrheit ist; und das thät ich doch, wenn ich einen Titel hätte, der mehr Wesen von mir machte, als an und in mir wäre. Meine Jungen sollen keinen Titel in der Welt haben, aber sie sollen treue, fleißige, wackere Arbeiter, rechtschaffne Menschen und brave Untergebne ihres Oberherrn seyn, sollen sich den großen herrlichen Namen edler guter Menschen, die schlecht und recht sind, erwerben; dann will ich mich tief vor ihnen bücken, obschon es meine Kinder und Untergebne sind.

Zuweilen bin ich den Titeln ein wenig auf die Spur gekommen. Da hab ich denn gesehen, daß ein Titel oft weit mehr Weinflaschen leert, als ein bloßer Name, weit mehr Gäste zu sich bittet, weit leichter Schulden macht, weit stolzer und hoffärtiger sich zeigt, weit mehr Aufwand macht, und hinterher weit weniger Zufriedenheit gewährt, als ein bloßer Name. Oft bin ich auch gewahr geworden,

daß jemand um des Titels willen, seinen guten Namen verlohren hat, so wie ich denn auch zuweilen gesehen habe, daß der Name jemandes tausendmal schöner klang und mehr bedeutete, und tausendmal höher geachtet wurde, als sein Titel. Der Name zeichnete den Mann oft unter vielen Tausenden, von Seiten gewisser Fertigkeiten, Geschicklichkeiten und erhabnen Talenten aus, und machte ihn weltbekannt; den Titel hatte er mit mehreren gemein, die man kaum in der nächsten Stadt nennen gehört hat.

Was ists denn nun mit dem eitlen Titeldinge, daß mancher so ängstlich darnach strebt! Der Titel soll dir Respekt geben; aber es denkt sich kein Mensch etwas dabei, wenn er deinen Titel nennt; keiner denkt sichs dabei, deinen wahren Werth dadurch bezeichnen, oder mit dieser Benennung anerkennen zu wollen. Ich kann nicht darin klug werden, ich will aufhören darüber nachzudenken; ich wollte mir so gern eine deutliche Erklärung von einem Titel verschaffen, und ich sehe nun am Ende gar, daß es nichts weiter als ein einfaches, oder aus mehrern zusammengesetztes Wörtchen ist, welches man dem Namen vorsetzt, und wobei sich kein Mensch, wenn ers sagt, etwas denkt. Wenn aber jemand zu mir spricht: ich achte dich hoch, und er denkt sich nichts dabei, so ists eben so gut, als ob ers nicht gesagt hätte.

Ich werde in dem Dinge nicht klug; mir wills nun gar nicht recht einleuchten, wie man darnach

so laufen und rennen kann; ich will lieber nicht mehr darüber nachdenken, der Titel mögte mir sonst meine Gedanken verwirren, wie er sie denn schon manchem verwirrt haben mag.

So recht richtig kömmts mir auch mit denen nicht vor, die gar viel Geld anwenden, um sich einen Stern oder Orden, das heißt, das Recht erkaufen, ein wenig Gold oder Silber sich auf den Brustlatz nähen zu lassen, und damit auszugehn, und es den Leuten zu zeigen. Wenn der Stern und Orden ein Zeichen des Verdienstes um den Staat ist, da hab' ich wohl Respekt davor, wo das aber nicht ist, und wo mans gleich weiß, daß dies kleine Silber- oder Goldsfleckchen auf dem Latze, den Leuten ihr schweres Geld kostete, und daß sie es oft gar nicht erleben, daß es ihnen das geringste wieder einbringt, da thuts einem Leid um das viele Geld, und um den Nutzen, der daraus hätte gestiftet werden können, und man fängt an so in seinen Bart zu schmunzeln, über die Schlauheit der Kloster-Stifts und Pfründebrüder, die für ein paar solcher eingeweihten Gold- oder Silberfäden, sich so eine große runde Summe zahlen zu lassen, listig genug beschossen haben.

Ob man denn glaubt, daß so ein Ding so schön kleidet, und so viel Staat macht? Das will mir doch auch nicht recht einleuchten. So etwas blankes tragen ja doch auch mehrere Leute. In der großen Stadt hab ich Briefträger und andere Bo-

ten von hohen Gerichtshöfen, mit recht schönen Schildern auf der Brust gesehn. Aber freilich hatte dieses Blanke keine Zacken, und sah nicht wie ein Stern aus; also die paar Zacken kleiden um so viel tausendmal schöner? Was doch die Menschen eitel auf einen kleinen Strich oder Zacken sind, und den Athem vor Rennen darnach verliehren, wenn jemand übereinstimmig mit mehreren andern sagt: das Ding, der Strich, oder der Zacken soll so und so viel bedeuten, und auf dem und dem Flecke sitzen.

Daß übrigens nicht alle Sterne und Orden und Kreuze auf der Brust, immer den hohen Werth und das erhabene Verdienst jemandes bezeichnen, und daß es viele darunter giebt, die man sich erkaufen kann, das ist recht gut, sonst ließ' es sich nicht begreifen, warum andere große, an Talenten und an edlen, ganze Welten beglückenden Thaten, sich auszeichnende Männer, die aber nicht Soldaten, große Minister, Bischöfe, Prälaten, Aebte, Domherren, Ritter, Canonici u. s. w. sind, nicht mit dergleichen äußerem Schmuck ausgezeichnet werden; ich denke hier an Stifter großer, menschenbeglückender Anstalten, an weise Gesetzgeber, große Erfinder, an berühmte Aufklärer, deren Einfluß sich auf ganze Länder erstreckt hat, an große, erhabene Wohlthäter, berühmte Aerzte, große Gelehrte und Künstler, an große Patrioten, die das Land durch Schenkung großer Kapitale retteten, an Menschen-

retter, weise Erzieher und Lehrer, an unpartheiische weise Richter, an weise Räthe u. s. w.

An den armen Landmann, würde denn wohl die Reihe mit dergleichen Auszeichnungen nicht kommen, und das ist auch recht weise und gut; denn unser Eins hat nicht viel Zeit sich zu putzen, und thut sein Gutes und Böses so ganz im Stillen. Ich habe auch einmal in einem Stammbuche gelesen: ein Stern auf der bloßen Brust, wäre besser, als ein Stern auf dem Latze, und wenn das so viel heißen soll, als: erwirb du dir durch gute Handlungen an dir und deinen Mitmenschen, durch Fleiß und treue Erfüllung aller deiner Pflichten, wahren, inneren Werth, dann mag dir der äußere Glanz immer fehlen, dann brauchst du dein Gutes nicht so laut durch Sterne und Kreuzer auszuschreien.

Ich danke dir Gott, daß ich bloß einen guten blauen Rock für Sonntag, und einen dauerhaften Arbeitsrock für Alltag habe, und freue mich, daß du hier und da, so einen großen, guten, edlen Menschen geschaffen hast, der den Stern verdient, den er trägt. Herr König, Gott verleihe dir langes Leben!

Anmerkung. Friedrich der Große gab, wie ich weiß, den dreien großen gelehrten Männern, Voltaire, Maupertuis und Algarotti, den Orden für das Verdienst. Das hat aber nachher nicht wieder Statt gefunden, und das gewiß deswegen, weil da der Orden zuviel geworden wä-

ren. Nun Gottlob, daß es so sehr viel gute, große und kluge Menschen giebt, die den Orden verdienten, darüber muß man die Welt mit recht frohen Augen ansehn.

XI.

Nachgedanken über den kleinen Garten, den die Städter vor ihrem Fenster auf dem Blumenbrete haben.

Es ist doch ein großer schöner Fleck, mein Garten hinterm Hause! Ein fettes, herrliches Erdreich, und alles was darauf wächst, schmeckt süß wie eine Nuß. Wie da alles hervorgehet und blühet, und Früchte trägt, es freut einen in der Seele, wenn mans sieht. Wie da Bienen und summende Käfer und Fliegen und kriechende Würmchen, alle mit mir und meinen Lieben, von dem großen grüngedeckten Tische mitessen, und sich laben, und neue Kräfte sammeln. Ach mir thut jeder leid, der das nicht so haben, nicht so einen großen schönen Platz hinterm Hause sein nennen, und sich seine Nahrung selbst darauf bestellen und ziehen kann. So aus der ersten Hand der Natur, schmeckts doch noch einmal so gut. Dort drüben in der großen Stadt, hat mancher nicht eine

Spanne Land, die ihm eigen gehört. Ich mögte sagen, da bin ich doch noch ein größerer Herr, wie mancher Herr in der Stadt; denn ein Stück von der lieben Erde im Besitz haben, und darüber gebieten, ist doch wohl ein ganz gutes Ding, und so sieht man auch gleichsam erst wie ein rechtmäßiges Kind der Mutter Erde aus, wenn man so ein Erbtheil von ihr selbst aufzuweisen hat. Ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn ich einen kleinen Platz, den ich bewohnte, erst mit vielem Gelde erkaufen müßte. Ich kann es nicht beschreiben, wie elend es mir vorkommt, daß so sehr viele Menschen nicht eine Handbreit eignes haben, worauf sie wohnen, und säen und ernten können. Ich muß mich recht besinnen, daß ich die Leute nicht ganz arm und unglücklich nenne; aber es klingt mir so unnatürlich, so verwaist, so verstoßen von der lieben Mutter Natur, daß so viele Menschen die Erlaubniß, auf der lieben Erde die paar Jahre zu wohnen, erkaufen, und sich einmiethen müssen, gleichsam, als wenn sie nicht dazu gehörten, und an der Mutter keinen Theil hätten. Da haben sie denn vor dem Fenster so ein kleines Brett, auf das sie ein paar Blumentöpfe mit Rosen oder Levkojen, oder goldnen Lack setzen, oder ein Kästchen, worin sie sich deutsche oder spanische Kresse säen, die sie an Fäden hinaufziehn. Wenn ich das so sehe, da kommen sie mir immer recht verlassen von der lieben Natur, und recht wie die Kinder vor. Da sitzen

sie denn dahinter, und denken, sie sitzen im Garten oder in der Laube, und begießen und pflegen den kleinen Garten früh und spät. Ich habe oft im Stillen darüber gelächelt. Du guter Gott! Wer das so im großen haben kann, daß ist doch eine ganz andere Sache. Es giebt einem da so ein recht belohnendes Gefühl, wenn man sagen kann: das ist alles Mein! Und hier hab ich allein zu befehlen! Und hier kann ich arbeiten, wenn ich will, und hier erwerb' ich mir im Schweiß meines Angesichts mein Brod. Die guten Städter, sie fühlens recht, daß ihnen der Genuß und der Besitz der Natur fehlt. Wenn ihnen das kleine Gärtchen vor dem Fenster nicht mehr genug thun will, und die dazwischen gesetzten Vögel ihnen etwas altes geworden sind, dann kommen sie zu uns Kindern der Natur gern weit heraus, und achtens nicht, daß sie müde werden, und lassen es sich auf unsern grünen Plätzen, und bei unserm schwarzen Brodte gefallen. Ich sehe sie auch immer so gern kommen; denn wahrhaftig, sie plagen sich auch genug in den verdrüßlichen Geschäften umher, und habens nicht einmal großen Dank als wir. Uns schmeckts und gedeihts, und kein Zahn thut uns weh. Es ist auch eine andere Sache mit den Vögeln, die im Freien singen, und mit den Blühten und Früchten, die mitten aus dem Schooße der lieben Erde hervorwachsen.

Und so ists auch mit den Menschen im Freien. Ich habe oft mein Wunder gesehen, wie sie sich in

der Stadt einsperren und zusammenschichten. Sie kommen mir immer wie die kleinen Vögel in einem großen Vogelbau vor; da klettern sie immer einer über den andern hinauf, bis in die obersten Stockwerke; wer's zum erstenmal sähe, der glaubt' es nicht, daß es da oben auszuhalten wäre, der liefe vor Aengstlichkeit davon; denn sie wohnen in einem großen Hause gerade eben so über und nebeneinander, immer nur durch ein paar Fächer getrennt, wie in einem großen Käfigt, worin wir die Tauben und Hüner zu Markte bringen.

Und doch wollens so viele nicht glauben, daß wir glücklicher sind. Gut für sie, daß sie ihren engen kümmerlichen Raum noch so ertragen! ich würde nicht athmen können, wenn ich so hoch hinauf und so eingeschlossen wohnte, und meine Kinder dort oben zwischen den Brettern und Wänden erziehen sollte.

Seht denn immer nur, ihr lieben Städter, durch euer Gärtchen vor dem Fenster, und kauert euch mit eurem Kopf dazwischen, und denkt euch, ihr seid in einem schönen, schattigen, duftenden Garten, und fühlt das ängstliche eurer Einschränkung nicht; ich gehe unterdessen umher und wohne in Gottes freier Natur, und meine Kinder springen um mich her wie das Reh im Walde, und singen mit mir:

Süße, heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Flur!
Leite mich an deiner Hand
Wie ein Kind am Gängelband!

XII.

Nachgedanken über die grausamen Bekehrer am Sterbebette.

Wenn es einmal so weit ist mit mir, daß es heißt: beschicke dein Haus und sage der Welt gute Nacht, so werd' ich recht ruhig einschlafen können, und mich weiter um nichts kümmern. Und darauf freu' ich mich so recht, und bin mit mir zufrieden, daß ich über die alten, finstern Pfaffen- und alte Weibergrillen, die einem nur immer die Hölle heiß machen, weit hinaus bin. Ich thue das Meine, und bestrebe mich ein rechtschaffner Mann, ein guter Gatte, ein ordentlicher Vater, ein treuer Unterthan und ein guter Mitmensch zu seyn, und da will ich den sehn, der mir das an meinem Sterbebette abstreiten soll. Hab' ich in meiner Jugend leichtsinnige Jugendstreiche begangen, so hab ich dafür gebüßt, und das geht also keinen mehr etwas an; und wenn ich darüber in der letzten Stunde auch laut weinen und schreien wollte, so würd' es dadurch nicht ungeschehen gemacht, und keine der bösen Folgen die es gehabt hätte, und die sich fortererstreckten, hörte auf zu würken.

Es wird mir immer ganz schwarz vor den Augen, wenn ichs denke, daß auch in unsern, hier und da so hellen Zeiten, dergleichen allgewaltige, arme Sünderbekehrer umher hausen, und daß mancher fanatische Dickkopf darunter, vor heiliger Andacht, sich kaum noch auf seinem feisten Halse umdrehen kann. Von der Gewalt und gedrohten Ungnade, mit welcher sie den Sünder ganz zerknirschen, und seine Seele ganz zu einem geistlichen Brei stoßen, stehen ihnen die kleinen verquollnen Bekehrungs-Augen ganz stier und starr im Kopfe: ihr Herz arbeitet an der Sucht, eine arme Seele aus des Teufels Klauen zu retten, ihr Buße entgegenzubrüllen, und mit Donner und Blitz, Feuer und Schwefel, mit Heulen und Zähnklappen, mit dem Krachen der Hölle, auf die arme Sünderseele herabzufahren.

So ein Bekehrer sieht oft schrecklich aus. Einige sind gewaltig dick, braun- und blaubäckigt und dikädrig, andere erbärmlich dürre, knochigt und durchsichtig. Die dicken wälzen sich wie Biertonnen zum armen Sünder hin, sie thun dieses heilige Werk, weil es ihren Bauch weidlich füttert und mästet, und sind zufrieden, daß sie in ihrer Dummheit so dahin leben können, lächeln, streicheln sich den Bauch, und grinsen jeden an, der mit ihnen spricht; die dürren kriechen wie Schnecken zum armen Sünder, (der Geiz hat ihnen die Beine so mager und matt gemacht) und lispeln zwischen den Lippen: zu ei-

nem guten Werke kommt man nie zu spät, die Weltkinder eilen, die Gerechten gehn sacht.

Guter alter Hogart, tauche deinen Pinsel in braun Bier, schwarzen Kaffegrund und Tabackslauge, es sind die besten Farben, die du wählen kannst, mahle fluchs einige feiste Bullenköpfe, und eben so viel magere Schaafköpfe, erstere mit starren, letztere mit verdrehten Augen — doch das weißt du ja am besten.

Man mögte sich todt ärgern, wenn mans hört, wie sie den armen, kranken und sterbenden, die letzten Lebensstunden so schwer und bitter machen, und ihre Seelen mit grausamen Vorwürfen über ihr voriges Leben, und mit schwarzen Vorstellungen der Zukunft so ängstigen, und auf die Marterbank spannen. Da liegt so ein armer, von Schmerz und Krankheit niedergedrückter Mensch; wo er sich hinwendet, fühlt er Schmerzen, wo er hinsieht, trauern um ihn Menschen, die er verlassen soll; alles mahnt ihn an die Stunde des Todes, die ihm durch die vielen schwarzen Vorstellungen von Jugend auf so schrecklich vorgeschildert wurde. Er sehnt sich nur nach einigen Augenblicken Ruhe und Linderung, er seufzt nach Hoffnung, daß er vielleicht noch davon kommen mögte, er seufzt nach Trost und Aufmunterung. Da dringt sich dann, oft unberufen, ein solcher Eiferer und Höllenschleuderer ein, hohlt sein Sündenregister hervor, auf dem die Sünden der ganzen Welt mit giftsprudelnder, galligter Feder

geschrieben sind, und alle diese Sünden soll der arme Kranke nun sein Lebelang begangen haben, dafür drohen ihm nun Schwefelpfuhl und ewige Höllenstrafen: er ist ohne Gnade verlohren, wenn er nicht Busse thut. Nun wird der arme Sterbende auf die entsetzlichste Art gequält mit der Reue über die begangnen Sünden; nun soll er unaufhörlich beten, oder sich vorbeten und vorwimmern lassen, die letzten Kräfe seines Geistes soll er nun anstrengen, um den vorgetragenen Gedanken gehörig folgen zu können; durch die schmerzenden Gefühle der Reue, der Schaam, wird der Körper völlig zerrüttet, die Schmerzen der Krankheit werden folternder, der Geist wird immer mehr niedergedrückt, und immer unempfänglicher für die allenfalls noch schwach herschimmernden Strahlen der Hoffnung.

Man hat wohl keine schrecklichere Folter für die Sterbenden erfinden können.

Wann wird man doch endlich dem Beispiele vernünftiger, einsichtsvoller Prediger folgen, die sich bemühen, den Geist des Sterbenden durch Trost und schöne Vorstellungen von der Liebe unsers Gottes und Vaters, und von einem glücklichen Fortleben aufzurichten, und durch Aufmunterung zur Geduld und Standhaftigkeit, zur Ueberwindung der kurzen Leiden, durch eine vernünftige Darstellung des Todes an sich selbst, seiner Schmerzenslosigkeit, dem Tode selbst seine schreckensvolle Gestalt zu nehmen.

Man suche doch lieber den Sterbenden so viel als möglich zu unterhalten und zu zerstreuen; man versüße ihm die letzten Augenblicke dadurch, daß man ihm Beispiele von sanftverstorbenen, von leicht und ruhig hinübergeschlummerten erzählt, und so sein menschenfreundlicher Tröster wird, der erst dann seine herzlich drückende, und unterstützende Hand zurückzieht, wenn der Puls still steht.

XIII.

Nachgedanken über eine gnädige Mahlzeit.

Ich bin doch nur ein ganz ordinärer Bauersmann, aber ich wüßte nicht, wie ich mich darüber so gar gewaltig groß und breit machen, oder so reichlich belohnt für viele geleistete Dienste halten könnte, wenn unser gnädiger Herr mich einmal mit an seine Tafel nähme, und mich einmal, so wie man sagt, abzuspeisen gedächte. Ists denn so gar viel, wenn ein paar Menschen, die sich einander täglich brauchen, nebeneinander an einem Tische sitzen. Das halt' ich gar nicht für eine so außerordentliche Gnade. Es muß an meiner Kurzsichtigkeit liegen, daß ich die Größe dieser Gnade gar nicht recht einsehen kann; denn es soll ja doch gescheute, gelehrte

Männer in der Stadt geben, die durch eine gnädige Mahlzeit, ihr unpartheiisches Urtheil über den gnädigen Gönner, oft auf die ganze Lebenszeit bestechen, und alle gelehrten Anstrengungen für die Aufklärung der Welt, dadurch reichlich belohnen lassen. Das kann bald nicht seyn! Und das wären große Geister? das mag ein anderer glauben, aber ich nicht. Es ist mir zwar wohl so ein Fall neulich vorgekommen; aber ich habe doch nicht recht glauben können, daß das bei mehrern, wie man mich versichern will, der Fall wäre.

Ich war in der Stadt, und besorgte, wie gewöhnlich, die Geschäfte meines gnädigen Herrn. Da hüpfte mir auf einmal, auf beiden Beinen zugleich entgegen, unsers Herrn Pfarrers ältester Sohn, der bei der großen Schule einer der ersten Schulmeister, oder Professoren, wie sie's nennen, ist, und ein großer Gelehrter heißt. Der dumme Junge, Gott verzeih mir die Sünde, sieht mich sonst nicht über die Schulter an! Ich muß lachen über meinen Eifer, daß ich ihn dummer Junge nenne. Aber es muß auch einen alten Mann ärgern, wenn so ein Mensch, einem alten Manne, mit dem er aus einem Dorfe ist, vorbeigeht, und thut, als ob er ihn nicht kennen will. Was ist denn der heute so wunderfreundlich und herablassend, dacht' ich, und ich sprach zu ihm: sie sind ja heute außerordentlich en Gala!

Meine Verhältnisse bringen es jetzt zuweilen so mit sich, spricht er in einem wichtigen Tone, steht

auf den Zehen, reibt sich den Bart mit einer selbstgefälligen Miene.

Ich sagte nicht ein Wort dazu, auch nicht einmal ein von Respekt angestimmtes und tief empfundenes: so! oder: daß gesteh ich!

Der geputzte Herr schien mit Schmerzen darauf zu warten, daß ich weiter fragen sollte; aber da kennt er den alten Verwalter noch nicht, der sah lieber mit einem ganz eigenem Gefühle zu, wie der geputzte Herr bald hie, bald da ein Stäubchen und Fäserchen mit dem Finger abstüberte, ein paarmal anfing zu husten, und endlich das Schweigen brach, und in einem pathetischen Kanzeltone also redete: „das muß man sagen, der Herr * * * von * * *, ist ein sehr gnädiger Herr, ich habe mirs wirklich nicht so vorgestellt.“

Der arme geputzte Herr ging mir nahe; denn er drehte das platte Galahütchen rings um in der Hand, und ich that ihm also nun den Gefallen, ihn weiter zu fragen: wie so, haben Sie etwa Beweise davon erhalten?

Ich war heute bei ihm zu Tische.

So? — Ach! das ist etwas anders — nun, ich wünsche Ihnen wohl zu leben.

Ei, so eilen Sie doch nicht so, wir haben uns ja lange nicht gesehn, sprach der abgespeiste. Im Getümmel der großen Welt gehn einem die Wochen hin, man weiß nicht wie; besuchen Sie mich doch!

Wenn

Wenn Sie's erlauben.

Ja, seyn Sie so gnädig.

O gnädig sind wir nicht.

Ach! verzeihn Sie! Mir ist das noch so geläufig, da ich eben von des Herrn *** von *** Tafel komme; das ist aber wahr, hören Sie, man speist bei dem Herrn *** von *** prächtig.

Ich sah' ein paar Lippen, von denen ein gespitztes Zünglein die eingesogne Pastetenbrühe noch nachleckt.

Diesmal antwortete ich mit kaltem Tone: so?

Ja! hören Sie (er stocherte sich die Zähne aus) das fatale Fasanenfleisch sitzt einem noch alles in den Zähnen.

Das pflegt es sonst nicht zu thun, meinte ich, vielleicht verwechseln Sie es mit —

Ei, ich bitt' um Verzeihung. (Und nun war der abgespeiste Herr so armseeligen kleinen Geistes, daß er nach der Reihe erzählte, was für Gerichte er alle gegessen habe.)

Nun, ich gratulire, sprach ich, und ging, und erstaunte, wie der Herr vor lauter Unterthänigkeit, die noch an ihm wie die Bratenbrühe an der Hemdenkrause klebte, sich bis auf die Erde vor mir bückte.

Du unterthäniger Schlucker, dacht' ich, und wollte mit dem Fuß vor Aerger stampfen, besann mich aber schnell, und lächelte über das Männchen, dem eine Mahlzeit, bei einem Gnädigen genossen, so den Kopf verdreht hatte.

Es soll dieser Art Leute, wie man mich im Wirthshause versichert hat, nicht wenige in der großen Stadt geben, die an einem solchen Tage, wenn so ein Großer sie abgespeist hat, überall herum kreuzen, um allen ihren Bekannten wo möglich zu begegnen, und denen die genossene Ehre mitzutheilen. Wenn dem auch nicht so wäre, so hätte der alte Verwalter wohl schwerlich die Ehre gehabt, von dem abgefütterten Herrn angesehn zu werden.

Die armseligen Menschen! darauf sich so viel einzubilden! Und das wollen große Geister seyn!

Wer seine Geistes-Fortschritte und Vorzüge mit einer gnädigen Mahlzeit hinlänglich anerkannt und belohnt glaubt, den beneidet der alte Kauz nicht. Lieber bleibt er in seiner Klause, läßt es sich bei seinem Weibchen daheim an einem kräftigen Hausmannsgerichte wohlschmecken, und findet in ihrem herzlichen Kusse Beifall und Lohn.

Wer darin die größte Ehre und den größten Lohn für Aufopferung und Mühe setzt, sich wie jener Herr abspeisen zu lassen, dem ruf' ich hinterher: wünsche wohl zu bekommen! seid nichts besseres werth!

XIV.

Nachgedanken über einen Pantoffel.

Allgewaltiger Pantoffel, hocherhabner, weltberühmter weiblicher Scepter über die männlichen Schlafmützen, deine Macht will ich hier preisen, deine Größe verherrlichen! Von einem Ende der Welt bis zum andern, erstreckst du deine Gewalt, furchtbarer, Männerbeherrschender Pantoffel! Vor deinem Schalle zerplatzten schon Trommelfelle in den erhabensten Ohren, dein Blitzschlag zerschmetterte oft schon die künstlichsten Gebäude der Friseurs, dein Donner erschütterte manchen armen Erdensohn so fürchterlich, daß er in sich zusammenfiel wie ein Thurm im Erdbeben. Du drohst, und tausend Manschetten wackeln, tausend Hände falten sich und sagen: sie wollens nicht mehr thun; du fährst durch die Luft, und schon der bloße Druck der Luft, den deine Schwingung verursachte, streckte manche Schlafmütze ohnmächtig dahin

Ich kenne kein Instrument, was dir an Kraft und Gewalt gleicht. Da liegen sie alle die tausend Ohren die dich ärgerten, alle die tausend Köpfe, die du zu Schaafsköpfen schlugst; da liegen sie alle die hunderttausend Nasen, die du breit und stumpf

schlugst, alle die Zähne, die du mit deinem Blitz zerschmettertest, gegen den alle vorgehaltenen Ellenbogen unwirksame Ableiter waren.

Wer kann deine Macht genug rühmen! Du darfst nur winken, und die Zungen aller Völker werden von deiner Herrschaft und Erhabenheit reden!

Da liegen sie unter dir, alle die tausendmal tausend Schlafmützen, und flehen nur um einen gnädigen Blick, daß du sie nicht wie Würmer zertrittst!

Aber ich will nachdenken, woher du deine Gewalt hast, furchtbarer Pantoffel! Vergönn' es mir, daß ich deinem hohen Ursprunge nachforsche.

Du Körper von Schaaf- Kalb- Ochsen- und Pferdeleder, einmal auch dreimal genähet mit Hanf und Pech! Alle Schaafsköpfe erschrecken schon vor deiner bloßen Benennung! Welch ein grausiges Gemisch ist in dir! man höre nur: von Pferden, Ochsen, Schaafen, Kälbern, von Hanf und Pech zusammengesetzt; wem leuchtet's nun nicht ein, daß alle Schlafmützen zittern müssen. So ein furchtbares Gemisch hat schon Krieg und Blutvergießen, Pestilenz und theure Zeit veranlaßt; wer einmal von ihm beherrscht ist, zittert vor seinem bloßen Anblick. Den Stolz, den Uebermuth des Pferdes, die Kraft und Grobheit des Ochsen, Feuer und Stricke, Pech- und Schwefelregen sieht der Pantoffelknecht in dem Ochsen- und Pferdeleder, in dem Hanf und Pech der Pantoffeln. Sein bloßer An-

blick zeigt schon seine ganze furchtbare Kraft, und bezeichnet was er ist. Das Schaaf- und Kalbleder, was er trägt, ist der Wolf in Schaafskleidern, damit will er sanft anlocken, um dann seinen Hufschlag und seine Ochsenstöße desto fürchterlicher fühlen zu lassen.

Wunderbare Wahrheit! Er scheint nur zum Treten gemacht zu seyn! Er hat die Gestalt eines Fußes. Die ganze Erde will er unter den Füßen haben, alles will er zertreten und zermalmen.

Hier ist das Räthsel gelöst, warum er sich so in die Höhe und über die schwachen Männerköpfe emporschwang! Er will sie unter seinen Füßen haben; dies weiß er aber, so lange die feigen Männer noch gerade auf gehen, und nicht wie das dumme Vieh an der Erde kriechen, nicht anders anzufangen, als wenn er aus einer Furienhand über ihre Köpfe herfliegt, oder von eben dieser Hand geschwungen auf ihre Köpfe losschlägt.

Man bewundere das Charakteristische hiebei; bloß die Sucht alles niederzutreten, hat die weiblichen Furien dazu bewogen, sich der Pantoffeln bei den Bataillen mit Männerköpfen zu bedienen. So hat sich dieses schreckliche Instrument nach und nach furchtbar zu machen gewußt.

Pantoffel, schrecklichster aller Namen! rufen die Schlafmützen! Wie viel Furchtbares liegt schon in der bloßen Aussprache; bei der ersten Silbe: Pan, denkt man gleich an panisches Schrecken, in

den zwei letzten Silben, wie viel schauerliches, donnerndes tönt daraus hervor! Toffel!!! Es ist, als ob die Schläge, wie sie auf die hohlen Hirnschädel donnern, daraus schon hervorgehört würden! — Toffel: — die Haare stehn zu Berge! Und nun die grausigen Bestandtheile dieses schrecklichen Pantoffels, von Pferden, Ochsen, Kälber, Schaafen, Pech, Hanf zusammengesetzt, und dann die Form, ein Fuß der alles zertreten und zermalmen will; nein, es geht nichts über seine Schrecken!

Um desto tiefere Wunden mit seinem Regiment einzuschlagen, ist er oft mit einer hölzernen Stelze versehen! Wehe dem Kopfe, in welchen er diese Stelze einschlägt.

Er wird noch immer schrecklicher. Je schöner, weicher, und weisser die Hand ist, die mit ihm auf den Köpfen dieser gewaltigen Männer umherspaziert, desto furchtbarer erscheint der Pantoffel. So erscheint eine dunkle, schwarze Wolke viel dunkler und schwärzer, wenn sie neben einer weißen, hellen Wolke steht.

Die Herrschsucht der Pantoffeln wird immer größer, immer wüthender. Bald werden die Schlafmützen von ihren Köpfen heruntersteigen, und sich auf hohen Pantoffelbefehl, alle zu den Füßen der Pantoffeln legen; ha, dann wirds über diese Männerchen hergehen, sie werden Alles zertreten, und die Welt wird leer werden von — Schaafsköpfen.

XV.

Nachgedanken über den Todtschlag eines Floh.

Wie man eine Hand umkehrt, ist so ein Mord geschehn! Der Mensch ist ein schrecklicher Mörder. Jeder seiner Fußtritte kostet tausend Würmchen das Leben; aber kein Geschöpf nimmts ihm übler als der Floh.

Du kleines, muntres, gesellschaftliches Hausthier, das so gern bei Menschen verweilt, ihre Schönheiten küßt, und sich an ihrem süßen Blute labt, das stets so munter und fröhlig umherhüpft, dem Menschen so treu ist, ihn in Noth und Leiden nicht verläßt, stets bei der Hand, hinten und vorn ist, dir so mitzuspielen, und dich, wie man eine Hand umkehrt, todzuschlagen, das ist nicht recht, das ist nicht halb recht.

Ach eure Verantwortung wird groß werden, ihr Todschlägerinnen, denn ihr seid die grausamen, die von den Geistern der Flöhe vorzüglich angeklagt werden. Ihr seid es eben daher auch, an welchen sie sich am mehrsten rächen. Ihr seid die undankbaren, über die sie sich laut beklagen. Sie sind

euch so vorzüglich gewogen, lieben euch so sehr, und sind so gern eure Blutsverwandte, die kleinen muntern Springinsfelde, und ihr seid so grausam gegen eure Gäste, wollt ihnen nicht einen Augenblick Herberge bei euch gönnen, verletzt so alles Recht der Gastfreundschaft an ihnen, und zieht gegen sie zu Felde, wenn sie sich nur blicken lassen; o ihr grausamen Schönen, wie will euch dieses Unrecht je vergeben werden! Das an und für sich so kurze Leben dieser Thierchen noch mehr durch eure Grausamkeit zu verkürzen, ihnen nicht einen Kuß, nicht einen süßen Trunk zur Labung ihrer matten Glieder zu gönnen, nicht die kleinste Stillung ihres Durstes, sie dann gleich rachsüchtig zu verfolgen, sie zu fahen, alle ihre Sinne gleich zu betäuben, ihnen keinen Pardon zu geben, da sie so viel zappeln und gucken, wo sie ins Freie springen können, und sie endlich mit kaltem Blute todzuschlagen, — o Unrecht über Unrecht! Himmelschreiendes Unrecht! Wer sich darüber nicht empört, der muß keinen Floh zu schätzen wissen, und noch keinem recht in der Nähe betrachtet haben.

Schon dem unbewaffneten Auge muß diese kleine flinke Gestalt auffallen, wie rund und schlank zugleich, wie behend und gewandt, wie glänzend ihre Farbe, die selbst der schöne Geschmack ihr abgeborgt hat, wie niedlich das ganze kleine muntere Wesen, das immer hüpft und springt!

Wer ihn nun erst durch ein Vergrößerungsglas ansieht, der muß ihm seine Bewunderung ganz schenken; wie zart und gelenkig seine Beine, wie künstlich gebaut sein Saugerüssel, wie klar und golden sein Auge, wie klug seine ganze Physiognomie, wie sanft gespitzt zum berühren zarter Schönheit, seine Vorderbeinchen, wie kristallhell und durchsichtig seine Haut, wie Rubin glänzend, wenn er einen schönen Blutstropfen in sich gesogen hat.

Ach, und das alles ist doch nur immer der äußere Bau! Was auch das Vergrößerungsglas nicht sehen kann, ist das kleine Herz, das in ihm schlägt, und das so voll Zärtlichkeit für die Schönen, und so voll heiterer fröhliger Laune ist; und wol mehr als alles zu bewundern, und das größte, unbegreiflichste Kunstwerk der Allmacht, ist die Springfeder, oder die Springmuskel, mit welchem dieses kleine Thier sich so weit durch die Lüfte fortschnellen kann, und nach Verhältniß seiner Größe, Gemsen und Eichkätzchen im Springen noch weit übertrift; diese wunderbare Schnellfeder, die uns, wenn wir sie hätten, nach Verhältniß gegen den kleinen Floh, gewiß eine Meile weit mit einem Sprunge zurücklegen lassen würde; und dann alle die feinen Blutgefäße, alle die übrigen, zu den thierischen Verrichtungen gehörigen kleinen Glieder und Gefäße, zur Hervorbringung ihres Gleichen, zur Verdauung, zur Absonderung der Lebenssäfte, zur Läuterung und Verwandlung des schweren Menschenbluts, in das

luftleichte Flohblut — sieh, dieses ganze kleine Wunderwerk im Geiste, und dieses kleine Maschienenwerk mit seinem ganzen kunstvollen Getriebe, seinen Adern, Fasern, Muskeln, Nerven, Füßen, Augen, (vielleicht auch Ohren) Springfedern, mit einer Fingerumdrehung zu zernichten, das ganze schöne Kunstwerk mit einem Wink zu zerschmettern, mit einem — o ich mags nicht weiter denken, was unter so einem tödtenden Nagel alles auf einmal vernichtet wird!

Wer dies recht überdenkt, der muß zurückschauern vor diesem grausamen Todtschlag, und wünschen, daß es jedem Floh gelingen mag, durchs Garn zu gehen, und vor dem grausamen Menschen zu fliehen.

Es wird ein unbarmherzig Gericht über die schönen Todtschlägerinnen ergehn, wenn sich einst die Flöhe in Masse aufmachen, und gegen ihre Mörderinnen zu Felde ziehen sollten.

XVI.

Nachgedanken über ein Futteral.

Ich kann so ein Ding wie du bist, nicht erblicken, ohne an mein eignes großes Futteral zu denken, worin mein Geist steckt. Es kommt mir dies große

Futteral stets wie ein lebendiger Einsetze-Sarg vor, der, wenn wir todt sind, dann erst in seinen ordentlichen Sarg eingesetzt wird.

Wenn ich mein Futteral so recht betrachte, so denk' ich, du bist nach gerade auch des lieben Gottes alter Verstandskasten, an dem der Leim, mit welchem er über und über zusammengeleimt ist, stets losläßt, und den ich alle Tage wenigstens dreimal, Morgens, Mittags und Abends, durch Speise und Trank zusammenleimen muß, wenn er nicht zusammenfallen soll.

Es hat mich oft schon gewundert, daß der thierische und menschliche Körper so gar keine Erhaltungs- und Bestehungskraft in sich selbst hat, und daß wir ihm stets etwas zu verzehren geben müssen, wenn er bestehen soll. Das Leben kommt mir daher oft wie ein Feuer vor, in das wir von Zeit zu Zeit brennbare Materien werfen müssen, an denen es zehren und sich nähren kann; nur mit dem Unterschiede, daß wir in unser Feuer stets Wasser, Brod, (und wie die Nahrungsmittel, die nöthigen und die unnöthigen, von der Kartoffel bis zur Ananas, vom Bier bis zum Ungerwein hinauf, alle heißen) werfen. Wo das Feuer gar nichts mehr zu zehren hat, da gehts ganz aus, und wird zu Asche. So wirds meinem armen Futterale und allen armen und reichen Verstandskasten auch gehn. Ich habe oft schon im Stillen gefragt, warum der große Futteralmacher Himmels und der Erden, sei-

nen Futteralen nicht gleich so einen Leim mitgegeben hat, der so lange hielte, als sie leben sollten, daß man nicht immer nöthig hätte nachzuhelfen und auszubessern. Denn alles unser Essen und Trinken bessert nur immer unsern Körper ein wenig aus, daß er einige Stunden wieder länger leben kann; wenn die vorbei sind, dann muß er wieder so etwas zu sich nehmen, was ihn zusammenhält. Es ist ein sonderbares Ding um uns arme, gebrechliche Geistes-Futteräle.

Nun werd' ich erst darin klug, warum Moses in seiner Erzählung von Erschaffung der Welt, die ersten beiden Menschen gleich als ein paar große Menschen auf die Welt kommen läßt, die, da sie zum erstenmale die Empfindung des Hungers und Durstes hatten, aus einem gewissen Instinkt nach den Früchten, die um sie herum wuchsen, ihre Hände ausstreckten, und mit ihrem Genuß diese unangenehme Empfindung stillten. Hätt' er die beiden ersten Menschen, wie ein paar kleine, ohnmächtige Kinder, etwa aus der Erde oder aus einem Baum wachsen, oder aus irgend einem Ei kriechen lassen, so wären nie Menschen zum Vorschein gekommen, denn diese kleinen Futteräle wären nach den ersten Stunden gestorben, weil sie sich nicht behelfen, und gar nicht darauf fallen konnten, auch gar keine Kraft dazu hatten, sich etwas in den Mund zu stopfen, es hinunterzuschlucken, um leben zu bleiben; so hätte die kleine menschliche Natur nie auf-

kommen können, es müßten sich denn wohlthätige Thiere gefunden haben, die ihnen ihr Futter in den Mund geleitet hätten, oder die große Weltnatur, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden, müßte sie durch die Luft, durch den Regen, oder auf eine andere Art ernährt haben.

Darum werden auch, bis ans Ende der Welt, die Menschen alle täglich etwas Mundleim brauchen, um ihr Futteral zusammenzuhalten, das heißt, sie werden alle Tage bis an der Welt Ende etwas in den Mund stecken, zerbeißen und hinunterschlucken, um immer wieder ein paar Tage leben zu können.

Wie oft wirst du, mein liebes Futteral, dich noch ändern, bekleiden und bekleben müssen, eh' du in das letzte, den Sarg, gelegt wirst!

Ich mögte denn wohl wissen, aus wie viel Lagen, die alle, eine über der andern, geleimt sind, so ein Menschenfutteral bestehn mag. Es kommt mir in meiner Grübelei über mich oft vor, als wenn es mit den Menschen so eine Bewandniß, wie mit den sogenannten Vexirbriefen habe, wo immer einer in dem andern liegt, und deren jeder auf den inwendigsten, als auf den wahren Kern und Mark hinzeigt, oder wie mit einer Nürnberger Schachtel, die, nachdem man sie von einer Menge Schachteln, wo eine in der andern steckt, entkleidet hat, inwendig einen kleinen Engel zeigt, der auf einem Zitterdrathe schwebt, und sich schaukelt.

So tief inwendig mag denn auch wohl bei uns der kleine gute oder böse Engel oder Geist sitzen, und sein Wesen treiben; ob er auch an so eine Art von Drath befestigt ist, der ihn nicht eher aus dem Körper herausläßt, als bis der Körper ganz zerfält, darüber mögen andere grübeln, die es nicht begreifen können, wie ein Geist, der doch bekanntlich durch verschlossene Thüren dringen soll, nicht aus dem schwachen, hie und da im Leim loslassenden Futteral' echappirt, und das Weite, Freie sucht.

Je stärker und dicker manche Menschenfutteräle sind, je mehr sie es ihre einzige Sorge seyn lassen, sich nur immer mit fetten Speisen und köstlichen Getränken zusammen zu leimen, und mit einer Lage nach der andern sich zu überziehen, desto winziger und kleiner ist gewöhnlich tief inwendig ihr kleiner Geist, desto mehr ist er eingeengt; da hat er so wenig Kraft und Feuer, und ist so weit zurück, daß man ihn kaum ein wenig aus den Augen hervorschimmern sieht; bei manchen scheint er gar nicht mehr hervor.

Wo der Geist recht lebhaft und hell brennt, und sich seine Kräfte und Empfindungen stets beschäftigen, da giebts selten einen dicken Bauch; in der dicken Luft kann ein Licht nie recht hell scheinen.

XVII.

Nachgedanken über das große Thier in uns, das die Welt regiert, als ein Anhang zum Futterale.

Mächtiges, großes Thier in uns, das stets widerkäuet, und etwas zu verzehren haben will, allgewaltiger Vielfraß, grausames Ungeheuer, das die Menschen verzehrt, wenn sie seine Begierden nicht stillen, das oft schon Haus und Hof verschlang, großmächtigster, höchstgebietender Magen, du bist der Gegenstand dieser Betrachtung.

Ja du kommst mir so ganz wie ein Thier vor, das stets etwas zwischen den Zähnen haben und verschlucken will, und wenn es nichts erhält, gnurt, bellt, sich auflehnt, und den Menschen aufreibt.

Deine Begierde nach Essen und Trinken ist so stark, als die Begierde des Tigers nach Blut, deine Begierde ist noch rasender, du stirbst vor lauter Appetit, wenn dir dein Wille nicht geschieht.

Du verheerst die Erde mit ihren Früchten, verzehrst ganze Thiergeschlechte, hohlst Nahrung aus der Höhe und aus der Tiefe, Luft und Meer sind dir unterthan, und müssen dir ihre Gaben bringen.

Du stiftetest schon Krieg und Blutvergießen, warfst ganze Welttheile in Sclaverei und Ketten, weil du ihnen ihren reicheren und fetteren Fraß gleichsam nicht gönntest, oder weil du nicht genug um dich herum fandest, und zur Stillung deiner Begierden, die Erde um dich her oft zu arm ist.

Du bist das große Thier, das die Welt regiert! Durch dich hält sie bloß zusammen! Du gebietest und verlangst Opfer, und Millionen Hände arbeiten; wer nicht will, den peitschest du dazu, Millionen Köpfe denken und erfinden, du machst alle Stände! Durch deine Befehle wird der Niedere dem Höheren unterthan, auf deinen Befehl dient einer dem andern, lenkt und regiert einer den andern. Herren und Unterthanen entstanden durch dich und deine Gewalt, durch deine Begierden und durch deine Habsucht.

Du beherrschest selbst das Geisterreich! Nur wenn du und deine Begierden gestillt sind, ist der Geist wirksam und kräftig.

Dein Reich besteht, so lange die Welt währt! Deinen Thron kann keine größere Macht umstoßen! Du hast die höchste und größte Macht.

Du tyrannisirst die Menschen; du tödtest sie, wenn sie dir nicht geben. Gieb, oder stirb! ist dein strenges Gebot, und alles läuft und arbeitet, und müdet sich vom Morgen bis an den Abend ab, um deine strengen Forderungen zu befriedigen, und dankt Gott, wenn er dich zur Ruhe gebracht hat.

Millionen

Millionen richten bloß darum ihre Hände im Gebet zum Himmel, daß er ihnen nur immer so viel schenken solle, als sie zur Befriedigung dieses in ihnen wohnenden Thieres haben müssen, das sie selbst zu verzehren droht, wenn sie ihm nicht geben. Millionen arbeiten Tag und Nacht, um das, was du bedarfst anzuschaffen.

Tausende strecktest du schon dahin, weil sie dir nicht geben konnten, furchtbarer Tyrann!

So furchtbar du aber auch bist, so haben die Menschen dich doch lieb, und halten dich werther als ihr liebstes Schooßhündchen. Nur mit dir und deinem Leben besteht ihr Leben, das wissen sie, und darum thun sie alles, um dich stets bei gutem Appetite zu erhalten, halten dir Wagen und Pferde, Ärzte und Arzneien, damit dein Gebiß immer recht scharf bleibt. Auch empfinden sie ein gewisses Vergnügen dabei, wenn sie dich füttern; eben darum thut mancher nichts lieber, als dir Speise vorlegen, um sich mit deiner Fütterung zu vergnügen; so trug dir mancher schon Haus und Hof in schönen und großen Schüsseln auf, und schüttete ganze Fässer voll köstlichen Weines in dich hinein, und mancher hatte dich sogar so lieb, daß er, um mit dir zugleich zu sterben, sich mit dir zu Tode aß und trank.

Du kannst es den Beherrschenden am besten lehren, wie ers machen muß, daß man seinen Befehlen streng und gern gehorcht. Du zeigst ihm,

daß er dahin sein Bemühen richten müsse, das Wohl des Gehorchenden mit seinem eignen Wohle nahe in Verbindung zu bringen, und von einander unzertrennlich zu machen, daß der Gehorchende aus Liebe zu sich selbst und zu seinem eignen Wohle, den Willen des Befehlenden thut, und mit der Befolgung des höheren Willens, sein wahres Glück verbunden sieht.

So groß und mächtig dein Reich aber auch ist, so ist es doch nur von dieser Welt; denn dort oben wirds nichts zu essen und zu trinken geben, und der erhabne Geist wird nicht mehr bei dem thierischen Körper leben, und von ihm in vielen Hinsichten abhängen dürfen.

Hier hat das Thier in uns, und der Körper die Oberherrschaft, und der Geist ist nur untergeordneter Mitregent; dort wird der Geist die Oberherrschaft haben, und der wird keinen Körper, und kein Verhältniß leiden, was nur für Körper ist. Wie das aber seyn wird, das hat kein Auge gesehn, und kein Ohr gehört, und das ist in keines Menschen Herz gekommen, wie sichs von selbst versteht; denn Aug und Ohr sind körperlich, und das menschliche Herz denkt sich Alles was es sich davon träumt und denkt, auch immer nur menschlich, weil unser Geist noch immer im Körper und in der Welt ist, und mit dem großen zottigen Thiere in uns zusammen wohnt.

XVIII.

Nachgedanken über eine Wassersuppe.

Wenn ich dich ansehe, liebe Wassersuppe, da fallen mir immer die rothen Backen ein, und eine Menge rothbäckigter Gesichter, gehn meinem Geiste vorüber, und grüßen mich freundlich und zufrieden. Ach, wer mit dir zufrieden seyn kann, der hat leicht rothe Backen.

Wer so recht mit gutem Appetite daran geht, sich den Geschmack nicht verdorben, und vorher brav ausgearbeitet hat, dem schmeckt sie so gut als einem andern seine Weinsuppe, und sie hat Kraft und Geschmack und giebt gutes Gedeihen. In meiner Kindheit und Jugend klang mir nichts schöner, als die Redensart: Salz und Brod giebt Bakkenroth. Auf jedem Gesichte armer arbeitsamer Leute sah ich sie bestätigt; darum aß ich oft, wenn ich auch etwas besseres haben konnte, in der Stille Salz und Brod, um recht rothe Backen zu haben. Auch du, liebe Wassersuppe, so verächtlich du auch bei den Reichen bist, giebst rothe Backen; denn Salz und Brod ist dein Gewürz, und frisches, klares Wasser, giebt frisches klares Blut.

Du siehst mir so zufrieden aus, liebe Wassersuppe, und ich habe dich oft schon mit stiller Rührung angesehen, wenn so ein ganzer großer Kreis von Vater, Mutter und Kindern um dich herum saßen, sichs bei dir wohlschmecken ließen, und nicht daran dachten, das es Leute in der Welt gäbe, die etwas besseres hätten, und eine Wassersuppe verachteten. Und alle sahen sie vergnügt, und so munter und rothbäckigt aus, daß ich mich schon oft, wenn ich auch völlig satt war, zu ihnen setzte, und mit gereiztem Appetit mitaß.

So bist du, liebe Wassersuppe, recht das Bild guter, lieber, einfacher Menschen, die nicht so künstlich im Umgange, und so zusammengesetzten Charakters sind, sondern mit reinem guten Herzen, und wie die reine zwanglose Natur, vor uns stehen, und uns durch die einfache Kraft ihrer Rede vergnügen und zum Guten stärken.

Du weißt es ja wohl, liebe Wassersuppe, daß es gar viele feine, künstlich zusammengesetzte Suppen giebt, in denen man nicht klug werden kann, was sie eigentlich sind, wonach sie schmecken, und aus was für Theilen sie bestehn, die sich künstlich färben und mit vielerlei Gewürzen aus fernen Welttheilen vermischen, um den Geschmack zu reizen.

Liebe arme Wassersuppe, du beneidest diese reichen Suppen nicht; du hast dieser künstlichen Anreizungsmittel nicht nöthig, du erhältst deinen Reiz durch den frischen, von Arbeit geschärften Appetit, mit dem

man zu dir kommt. Man weiß gleich, woran man mit dir ist, was man von dir zu erwarten hat, man kennt deine einfache Nahrung, und weiß wie gut sie bekommt, wie rein und gesund das Blut, und wie unverdorben der Magen dabei bleibt.

Sei mir gegrüßt, lieber, guter, einfacher Mensch, der eine einfache, gute Wassersuppe ist, und jenen reichen, übergewürzten und gekünstelten Suppen nicht gleicht, die den Geschmack durch ihre gar zu vielen Reize verderben und abstumpfen, und nur denen schmecken, die nicht mehr so viel reinen Geschmack haben, die einfache Kraft einer Wassersuppe schmekken zu können, deren Charakter so bunt und zusammengesetzt, als ihr Geschmack ist.

Du, liebe Wassersuppe, machst wenig Umstände, du bist bald fertig gemacht. Was man zu dir braucht, hat man bei der Hand, und darf es nicht erst mit vielem Kummer und Sorgen, wie und wo man alles hernehmen soll, erringen. Du bist arm und bedarfst der vielen und theuren Diener zur Begleitung nicht, hinter dir geht oft nur Salz und Brod her, und macht so zufrieden wie du.

Hinter den reichen Suppen müssen noch immer einige Gerichte hergehn, die oft viel kosten, und oft mehrere Tage nachher noch Grimmen verursachen, weil sie von Unruhe, Sorge und Verlegenheit nicht selten begleitet werden.

Du guter, lieber, einfacher Mensch, machst auch nur wenig Umstände; du verlangst nicht viel, und

bist bei wenigem zufrieden und vergnügt. Du machst das Leben nicht schwer, du hast nur wenig Bedürfnisse, und die sind bald gestillt; darum bist du vor tausend Sorgen und Verlegenheiten bewahrt, in welche Ueppigkeit stürzt. Mit dir ist man überall bald fertig, dich hat man bald zufrieden gestellt, deine stillen, kleinen Wünsche sind bald erfüllt, — o du bist wohl recht die gute einfache Mahlzeit des Lebens, die keine großen Vorbereitungen, keine theuren Zuthaten erfordert, und um desto mehr stärkt und erquickt; nimm mich an deinen Tisch, ich will gern dein Gast seyn, und mit Freuden die reichen Gerichte vergessen.

Wasser, Salz und Brod, o es ist genug für den, der zufrieden ist; Nahrung, Reinheit, Würze, gesundes Gedeihen, hört sich schon aus der bloßen Benennung hervor; o wohl dem, der damit zufrieden seyn kann, und in dem frohen Kreise, dem's um ihn her dabei wohl schmeckt, den Geber alles Guten mit frohem Herzen preisen kann.

Ich kann nicht dafür, daß mir die armen Leute, die dabei froh sind, und an das Bessere kaum denken, so groß und ehrenwerth vorkommen.

Du lieber, guter, einfacher Mensch, bist mir ja auch immer so ehrenwerth gewesen; du bist voll innerer, reiner Kraft, ohne verkünstelten Schmuck; und Alles an dir ist wie dein Inneres, einfach und rein. Du blähst dich nicht, aber du hast wahren innern Werth.

Aber mir fällt ein, wie sehr ich hier von der gemeinen Redensart, nach welcher man gewisse Leute Wassersuppen nennt, abweiche. Man sagt gewöhnlich von den dürren, magern, blassen Menschen: sie sehen aus wie eine Wassersuppe.

Entsetzliche Beschimpfung für dich, du gute, schlecht und rechte Wassersuppe, voll reiner, innerer Kraft! Welch eine unwahre Vergleichung! Bei dir sind die Menschen rund, und roth, und gesund; denn bei dir sind der Sorgen nicht viel. Dein Brod nährt — denn was ist nahrhafter als Brod! — Dein Wasser giebt reines Blut, dein Salz würzt und reizt den Appetit! Du machst keinen tauben falschen Dunst, du nährst nicht zu schnell, darum setzest du kein schwammigtes, sondern reines, dichtes Fleisch an! Du bläheſt nicht auf, du liegst nicht schwer im Magen, bei dir bleibt Körper und Geist gleich gesund.

Ich habe die armen, arbeitsamen Leute, die dich essen, wenn's sonst in ihrem Innern ruhig war, und böses Gewissen, oder Neid und Tücke nicht in ihnen wohnte, und die Gesundheit aufzehrte, noch immer bei rothen Backen, und bei fröhlichem guten Muthe gesehen.

Vergieb mir, liebe Wassersuppe, diese kleine Lobrede! Du siehst so bescheiden aus, und läßest dich nicht gern ins Angesicht loben; darum hat man eben von den guten lieben Menschen, die so bescheiden vor sich hinsehen, und nicht mit stolzer Miene ihr Lob

gleichsam abfordern, oft gesagt: sie sähen aus wie Wassersuppen.

Wenn das so ist, lieber Gott, dann laß mich immer wie eine Wassersuppe aussehen bis an mein Ende.

XIX.

Nachgedanken über eine taube Nuß.

Gegenstand des tiefsten Mitleidens, taube Nuß, dir sind diese Augenblicke stiller Betrachtung geweiht. Von außen so glatt und fest, und inwendig ohne Kraft und Mark und Saft, ohne Keim sich fortzupflanzen, wie herzlich bemitleid' ich dich! Was will denn aber die lächelnde Miene auf meinem Gesichte? Ich kann nicht dafür, es geht einem bei manchen Dingen so in der Welt, daß man, indem man sie bemitleidet, sich zugleich des Lachens nicht erwehren kann, welches von den vielen Nebenvorstellungen, die uns dabei vor die Seele kommen, herrührt. Man setzt gewöhnlich am Schlusse, wenn man ein wenig darüber gelacht hat, hinzu: im Ernst, es ist nicht damit zu spaßen.

Das wird ein jeder in seinem Leben schon erfahren haben. Aber ich will mirs doch bewußt werden,

warum so ein kleines Lachen mir übers Gesicht fuhr, und was mir denn bei der Vorstellung einer tauben Nuß, nebenbei eingefallen ist.

Dacht' ichs nicht? Der Herr Schulmeister, mein kreuzbraver Nachbar ist daran Schuld.

Ich erinnere mich, daß wir einmal mit einander über Feld gingen. Der Herr Schulmeister freute sich, daß meine Kinder so gesund waren, und knackte eine Haselnuß nach der andern auf, deren er immer eine Menge bei sich führte, weil sie seine Lieblings-Näscherei waren. Es wird mich stets ärgern, daß ich keine Kinder habe, sprach er; aber ich bin nicht daran Schuld!

Das können sie nicht sicher wissen, meint' ich.

Ei, erwiederte er, und zeigte mir eine Nuß, die nicht vom Wurme gestochen war, und sehr fest und gesund aussahe, hier sieht sichs gleich, daß die Nuß einen guten Kern haben muß.

Das ist nicht immer ganz sicher, meint' ich.

Lieber Herr Verwalter! So gewiß in dieser Nuß ein gesunder Kern ist, so gewiß ist die Schuld nicht an mir.

Er biß die Nuß auf, und — sie war taub.

Da konnt' ich mich denn doch des Lachens nicht enthalten, und der arme Schulmeister dauerte mich bei dem Spaße: alles Blut trieb ihm zu Gesicht. Mit der Nuß schlug der Beweis fehl, sprach ich, und konnte mir kaum das Lachen verbeißen. Zum

Trost sagt' ich ihm: Nein! nein! An ihnen liegt auch die Schuld nicht.

Herr Verwalter, sag' er das meiner Frau. Ihm wird sie's glauben; er ist ein Mann, zu dem sie viel Vertrauen hat; sag' er es ihr, hört ers, ich bitte gar sehr, damit sie mich nicht mehr so sehr quält; sag' ers ihr, er soll eine ganze Schlackwurst haben, ich hab' eine herrliche im Rauch hangen.

Ich danke, danke.

Ich pflege so doppelt zu danken, wenn ich eine Sache nicht haben will.

Und von diesem Jahre geschlachtet, hört er, sie ist wie ein Arm dick.

Das gesteh ich, (das heißt: der Mann soll seine Wurst noch weiter loben, damit ich mich unterdeß besinne, was ich sagen will; so machens viel kluge Leute auch: es ist eben so ein Ding, als wenn der Herr Pastor zwischen der Predigt hustet, und die Hand vor dem Mund' hält; ein Bocksstreich ist's, wenn der verlohrne Faden sich nicht wieder finden will, und der weiße Tuch aus der Tasche auch heraus muß, die Nase einmal übers andere geschnoben wird, und der Gedanke noch nicht da ist, bis den Zuhörern ganz schwarz vor den Augen, und zu Muthe wird, als sollten sie aus der Kirche laufen.

Der Herr Schulmeister schlug mir auf die Schulter mit der flachen Hand, und sprach: da

kommt meine Frau her, sag ers doch gleich, daß es an mir nicht liegt.

Ei nein! das geht nicht, das nimmt sie übel.

Thu er mir den Gefallen, ich will ihm meine Ochsenzunge auch geben.

Ganz recht, Herr Schulmeister, mit einer Ochsenzunge ließe sich das wohl thun.

Nun, er soll sie haben.

Nein! Nein! Herr Schulmeister, wir verstehn uns nicht.

Die drollige Scene, die dies Gespräch und die taube Nuß veranlaßte, hab' ich schon einmal einem guten Freunde mitgetheilt, der sie, glaub' ich, gar hat drucken lassen; da ich nicht weiß, wo sie steht, so will ich sie hier als einen Appendix zur tauben Nuß mittheilen.

Die Frau Schulmeisterin kam auf die letzten Worte den Weg daher, und der Herr Schulmeister ging ihr entgegen und sprach: siehst du wohl, der Herr Verwalter Kauz sagts auch, daß ich nicht daran Schuld bin.

Ich wollte etwas dagegen einwenden; aber die Frau Schulmeisterin klopfte sich den Sand aus den Schuhen, und fragte schnell, wovon gesprochen würde?

Worüber wir immer Zank haben, daß du keine Kinder bekommst.

Die Frau Schulmeisterin, ein ganz Theil gescheiter als ihr Mann, ward im ganzen Gesichte

über und über roth, und meinte: mit fremden Leuten müsse man darüber nicht sprechen.

Ich wußte nicht, wie ich mich schnell genug entschuldigen wollte, und sah auf meine Hände, die mir noch einmal so groß vorkamen, und rieb sie, wie ein Krämer, der im Laden steht und nichts verkauft.

Bei der Gelegenheit bemerkt' ich, daß die Frau einen schrecklichen Seitenblick gab, der so aussahe, als wenn sies ihm schon zu Hause behalten wolle.

Ich war froh, daß ich in der Haut des armen Schulmeisters mich nicht befand; sie mochte ihn wohl so übergrieseln, als wenn einen friert, und man von einem sagt: er habe Gänsehaut.

Ich sah noch immer auf meine Hände, und blickte nur so von unten herauf nach dem todtschlagenden Blick der Frau Schulmeisterin, und nach dem kopfhängenden Herrn Schulmeister, und seufzte: Gott sei dir Sünder gnädig!

Der Herr Schulmeister verstand meinen Seufzer gar wohl, und rückte oder schaufelte vielmehr mit seinen beiden Füssen mir immer ein wenig näher; denn die Bewegung war so unmerklich, daß er nach fünf schrecklichen Minuten, dicht an meinem Arme stand, und mich mit den Augen bat, alles gut zu machen.

Der Blick hätte Steine erweichen können. Der hat sich etwas schönes eingebrockt, dacht' ich, und war froh, daß ich nicht mitessen durfte.

Aber da lösete sich die Herzensangst des Herrn Schulmeisters auf einmal; denn sein Gevatter aus Freifeld kam dort den Weg her, und der bleibt immer eine Nacht bei ihnen und erzählt ihnen etwas.

Wer war froher, als er, daß er der schrecklichen Epistel aus dem Wege ging! Wer unwilliger als sie, daß sie ihm nicht gleich tüchtig den Text lesen konnte!

Da ging's an ein: Gott grüße — wie gehts Herr Gevatter, — und dies alles so herzlich und liebreich durch einander, daß ich mich von der Seite wegwenden, und in des Herrn Pastors Garten hineinschlüpfen konnte.

Da stand ich denn hinterm Zaune und sah, daß der Gevatter aus Freifeld noch einen Weg nach dem Amte zu thun hatte, und daß der Herr Schulmeister sich den Angstschweiß von der Stirne wischte, und vor Angst in alle Taschen fuhr, seine Tobacksdose zu suchen, die er steif und fest in der Hand hielt, und aus einer in die andere legte, um beide Taschen zu untersuchen.

Fürwahr, da that's mir recht leid um seine arme Seele, und ich wünschte, daß die Frau Schulmeisterin lieber zwei Kinder auf einmal bekommen könnte, und der Schulmeister so fruchtbar als ein Stöhr werden mögte.

Und jetzt bließ die Frau Schulmeisterin sich schrecklich auf, und schlug mit der Hand vor die

Brust, und er rang die Hände und sah sich stets um, ob denn niemand zu Hülfe käme, und suchte soviel nach mir. Sie setzte beide Arme in die Seite, trat mit dem Fuß hart auf die Erde, zappelte vor ihm mit Händen und Füssen, daß er ein paarmal mit dem Arm nach seinem Munde fuhr, als hätt' er einen Schlag auszupariren.

Mir wars selbst um den armen einfältigen Tropf angst und bange, da ich das sahe. Hören konnte ich noch nichts, sie waren noch zu weit ab.

Der Weg führte sie aber dicht an meinem Zaune vorbei; ich bückte mich also nieder und horchte.

Es war das erste und letztemal, daß ich horchte; denn den Horchern sollte man Nase und Ohren abschneiden, oder Nasen und Ohren zwischen der Thüre klemmen, daß sie pfiffen.

Da hört' ich denn folgendes:

Wie kann er sich unterstehen mit dem rupfigen Verwalter darüber zu sprechen!

Nota bene! der soll ich seyn; denn ich trage mein eigen Haar, und laß es natürlich, doch wohl durchgekämmt, fliegen, und das sieht rupfig aus, gegen eine solche Perücke, wie der Herr Schulmeister eine hat, die mit Talch und Mehl ordentlich frisirt ist. Man merkt auch wohl, daß es jetzt eben über meine Ohren hergeht, und daß man sie mir schon abzuschneiden anfängt; schadet nicht, das ist fürs Horchen.

Der Herr Schulmeister antwortet: Er fing ja davon an, ich werde doch nicht davon sprechen.

Darauf erwiederte die Frau Schulmeisterinn hitzig: was! der — ! Der gibt mir Schuld, den soll ja — — der, der bekümmert sich um mich, der sollte sich nur bei seiner eignen Nase nehmen

Ich setze dies nur darum hieher, damit man sehn soll, wie es über die arme Nase des Horchenden hergeht. Nun hilft nichts, nun muß ich bleiben, wenn ich mich rühre, merken sies, daß ich gehorcht habe; wenn sie nur schon vorbei und weit weg wären, daß ich nichts mehr hörte — ich erschrecke, da plagt sie der Henker und sie bleiben gerade vor mir stehn: nun muß ich so still seyn, daß ich kaum athmen darf.

Es ist ein grimmiges Spektakel: die Schulmeisterin ist ein wahrer Satan. Sie setzt ihm die Faust unter die Nase, ach ihm mögten die Augen übergehn; freilich, eine Prise Brasilier (sein Lieblingstoback) ist besser.

Morgen im Tage laß ich mich von dir scheiden!

Aber Mütterchen, ich kann ja nicht dafür.

Wer denn? Ich bin doch wohl ganz anders wie du.

Der Verwalter sagt doch selbst, daß ich nicht Schuld bin, und der hat viel davon gelesen.

Deinem Herrn Verwalter will ich die Ohren morgen —

Das letzte Wort sag' ich nicht, lieber Leser, meine Ohren thun mir schon weh, es geht tüchtig drüber her. Ich hatte schon Willens mir mit beiden Zeigefingern die Ohren zu verstopfen, aber ich will den sehn, der das kann: ich wollt's doch nun gern bis zu Ende hören.

Nicht einen Tag bleib ich mehr bei dir!

Dies spricht die Frau Schulmeisterin, lieber Leser, wir wollen's nicht mit einander verwechseln.

Wir leben viel ruhiger, da wir keine Kinder haben.

Das spricht ein Narr, aber kein gescheuter Mann!

Lieber Leser! Was schmerzen mich meine Nase und Ohren! ich selbst war es, der dem Herrn Schulmeister dis zu Gemüthe geführt hatte.

Und ich will mit Gewalt Kinder haben.

Wenns nun Gottes Wille nicht ist.

Wenn du nur dazu taugtest.

Der Verwalter sagt, es liegt nicht an mir.

Der sitzt nicht in dir! du hast deine Jugend nicht ordentlich angewandt.

Ach Gott! So ordentlich, daß es eine Lust gewesen ist.

(Lieber Leser, ich war in Gefahr, laut aufzulachen.)

Alle meine Schwestern haben Kinder, und ich muß so zur Schande kinderlos bleiben, da sieht

man's

man's ja, daß es an dir liegt; und, daß du es weißt, ich lasse mich scheiden von dir!

Gott verzeih dirs! Weißt du denn nicht, es heißt in der Schrift: niemand soll uns scheiden als der Tod.

Nun genug, ich will nicht länger mehr so leben!

Und wenn die Kinder nun immer wieder stürben, liebe Frau. —

So werden neue gebohren! Aber nicht wahr? da wandelt ihn das Grauen an, er fühlt sich zu schwach.

(Lieber Leser! Man kann wohl von dem Herrn Schulmeister sagen, daß er wie ein etwas schwächlicher Mann aussieht.)

Laß es doch nur gut seyn, Mütterchen, wir können uns ja doch gut seyn. Wenn man nur Gott gefällig ist.

Seiner Frau soll er gefallen, weiß er's, Gotteslohnpuppe!

Dem armen Schulmeister traten nunmehr die hellen Thränen ins Auge; er wünschte lieber todt zu seyn, als die Vorwürfe immer zu hören; aber er will sich vor dem ganzen Dorfe rächen, mag auch daraus entstehn was da will, spricht er; sein Endschluß ist gefaßt.

Ich erbebe! Was wird das für ein schrecklicher Endschluß seyn! Wenn er sich nur nicht ein Leid anthut, und sich etwa gar in den Brunnen stürzt. Die Frau Schulmeisterin machts auch gar zu toll

mit ihm; er ist doch Mann, und den soll sie wie ihren Herrn ehren, nach dem Ausdruck der Schrift; und er ist noch dazu ein Diener Gottes und der Kirche; nein! das läßt er sich nicht einen Tag mehr gefallen; er muß es nun durchsetzen, es gehe, wie es wolle, und um sich in seiner ganzen Wuth zu zeigen, und sich in Respekt zu setzen, ergriff er seine Perücke oder Atzel, (aber nicht so fein, als er sie sich immer aufzusetzen pflegte, mit gespitzten Fingern, wie man eine Priese nimmt), sondern er griff mit der ganzen Hand wüthend in sie hinein, und warf sie ihr vor die Füsse.

Dies erschreckte und bezauberte die Frau Schulmeisterin dermaaßen, daß sie nicht ein Wort sprechen konnte, sie zitterte, und glaubte, ihr Mann bekäme einen Anfall von Raserei. Etwas wirksameres konnte nicht geschehen. Sie war noch immer ganz starr und stille; denn, man denke sich, die Perücke, die noch das einzige ist, was ihren Mann ziert, die sie immer so schön akkommodirt, die sie noch heute mit Mehl und Talg und Wachs angestrichen, und eingesalbt hat, diese schöne Stutzperücke lag hier an der Erde, und wälzte sich im Staube.

Und was sprach der Schulmeister hiebei? — Alle Welt wird erstaunen darob — er sprach: nun will ich nicht mehr geistlich seyn, und will mir das erste, beste Mädchen halten, und mit ihr ein Kind zeugen, daß du's doch sehen sollst! —

Da lachte die Frau Schulmeisterin laut auf: alter Narr, beruhige dich, sprach sie, nahm die Atzel von der Erde, und setzte sie dem ungeduldigen Kopfe so auf, daß das hinterste vorn kam, der Herr Schulmeister die drolligste Figur von der Welt machte, und so stark und ungeduldig den Kopf schüttelte, daß die Atzel zum zweitenmal in den Sand schoß, und in sich zusammenfiel.

Arme Atzel! Wer wird dich wieder in deine vorige Würde setzen! Der Herr Schulmeister waren so erbost darüber, daß er sie mit Füssen trat. Da stieg aber der Unwille der Frau Schulmeisterin aufs höchste; eine Perücke mit Füssen zu treten, dachte sie, ergriff nun die abgestutzten Vorderhaare ihres Mannes, (sie nannte sie Borsten) und tauchte ihn, wie man's mit den Katzen zu machen pflegt, wenn sie den Anstand verletzt haben, beinahe bis auf die Perücke nieder, mit den Worten: Was! kostet die Perücke kein Geld? eine Perücke so zu behandeln, das einzige, was du noch hast, warum ich dich zum Manne habe; ohne Perücke bist du ja gar nichts; das macht dich ja noch zum Manne.

Er schrie um Hülfe; aber keiner kam. Er ergriff also hier die beste Parthie, er nahm Reißaus.

Ich richtete mich sacht auf, und dachte: woran doch eine taube Nuß schuld werden kann.

Arme Männer, arme Weiber, die solche taube Nüsse sind, die keine Kraft in sich haben, sich fortzupflanzen; das erweckt viel Zank und Streit.

Am mehresten müssen die armen Weiber dabei leiden. Ich mag gar nicht daran denken, daß man euch dann verachten will, wenn ihr keine Kinder bekommt; als wenn ihr weiter keinen Werth hättet, und als wenn man sich bloß und ganz allein zu diesem Zwecke verheirathete.

Das wäre mir das letzte bei meinem guten Weibe; das muß nur Nebenzweck seyn, und so ists bei uns. Ich habe an meinem lieben, guten Weibe, nicht bloß eine Kindergebährerin haben wollen, ich habe mir eine Freundin an ihr gesucht, und habe sie gefunden, der ich mich in allem anvertrauen, der ich mich in Freud' und Leid mittheilen, die mich trösten und aufmuntern kann, wenn ich leide, der ich, wenn sie leidet, wieder Trost schenke, der ich nach meinen Kräften wohlthue, die ich gern beglücken will, und die sich eine Freude und eine Seeligkeit daraus macht, mir dies wieder so zu thun. So ist sie mir mein nächster Freund, mein anderes Ich, das ich unendlich liebe; so sorgt sie für mein Wohl, wie ich für das ihrige sorge; so bereitet sie mir das labende Essen, und besorgt und erhält mit weiser Sparsamkeit, Ordnung und Klugheit die Wirthschaft; so sind wir froh, daß wir uns fanden, als ein paar ehrliche und gute Menschen, die sich einander auch nicht im Spaß etwas vorlügen könnten; so freuen sich andere über uns, daß wir so einig sind; so fühl' ich mich endlich glücklich, daß ich an ihr meinen einzigen treuen Freund habe, an den

ich mich zufrieden lehne, wenn ich sehe, wie's in der Welt stürmisch hergeht, wie keiner dem andern mehr traut, einer den andern anfeindet und verfolgt, und ich denke dann: o wie glücklich sind wir beide mit einander! wir betrügen uns einander nicht; so freu' ich mich ihres Besitzes, wenn ich die Züge ihres edlen Herzens sehe, und bin stolz auf sie. Sieh, lieber Leser, das geht alles erst vorher, ehe wir jenen Schritt nöthig haben, und ich schwör' es hier bei meiner Wahrheitsliebe, daß sie mir eben so liebenswürdig wäre, wenn sie mir auch keine Kinder schenkte; ich habe sie mir erwählt, weil es eine gute, liebe Seele ist, deren Umgang ich für mein sich so gern anschließendes Herz bedurfte.

Es ist auch, denk' ich, so eine gar große Glückseeligkeit nicht, Kinder zu haben! Es macht manche Mühe und Last, manche Sorge und Qual, die man nicht immer abwehren kann, wenn man auch groß und reich wäre.

So lieb ich auch Kinder habe, so sehr ich mich über ihr unschuldiges Wesen freuen kann, so sehr mich ihre muntern Einfälle ergötzen, so kann ich doch aufrichtig sagen, daß ich sie nicht so eifrig gewünscht habe, und wohl recht ruhig dabei gewesen wäre, wenn wir keine bekommen hätten. Wer sein Weib von Herzen schätzt und liebt, wird sie nicht gern der Todesgefahr aussetzen; und fast bei jeder Niederkunft ist Todesgefahr, weil so leicht etwas dabei versehen wird, oder die Natur selbst

etwas dabei versieht. Ich dachte mir gleich damals, als wir uns verheiratheten, alle die Kränklichkeiten und unangenehmen Zufälle, die eine Mutter schon in ihrer Schwangerschaft hat, die oft so lästig sind, daß sie jeden frohen Lebensgenuß stöhren; und das wollt ich alles nicht gern; ich wollte mein gutes Weib gern immer froh und munter sehen, und das, wußt ich, konnte sie dann nicht immer seyn; ich sah ihre Ruh', ihren Schlaf gestöhrt, sah sie tausend bösen Schicksalen unterworfen, und zitterte vor der Stunde der Geburt. Allen den Unruhen, dacht' ich, der Furcht, allen den bangen Ahndungen, allen den Schmerzen und Krankheiten entgehn wir, wenn wir keine Kinder bekommen; dann darf ich nicht zittern bei dem Gedanken an die dabei möglichen üblen Zufälle und an das Unglück, mein über alles geliebtes Weib mir vielleicht durch den Tod entrissen zu sehn. Wer will hier über mich lachen! Die zärtliche Liebe fürchtet immer, und dann wäre alles mein jetziges Glück, das Glück meiner häuslichen Stille und Zufriedenheit die ich allem übrigen Glücke vorziehe, gestöhrt; und was wär' ich dann, der elendeste unglücklichste Mensch!

Das alles dacht' ich mir oft so, eh' ich mich verheirathete, und es war fast mein Wunsch, daß mein Weib keine Kinder bekommen mögte; ich sah' unsere Unabhängigkeit und Freiheit weniger dabei beschränkt; ich sah mein Weib munterer, gesunder, schöner dabei, ich sah sie länger jung, und von tau-

send Ungemächlichkeiten, Sorgen, Schmerzen, Stöhrungen, und Unruhen frei bleiben.

So gefiel mir's; denn ich liebe sie über alles, und mögte ihr gern jedes, auch das kleinste Leiden ersparen, und ihr so viel Freude als möglich zuwenden; das ist noch jetzt eben so mein innigster und größter Wunsch, wie er damals, ehe wir uns verheiratheten, es war.

Oft hab' ich meine Seele bei diesem Gedanken so recht beruhigt und beseeligt; ich suchte mir dann aus der Vernunft alles auf, was meinen Wunsch, kinderlos zu bleiben, unterstützte.

Ich dachte bald daran, daß man in dieser Welt, wo kein dauerhaftes Glück, wo nur immer Trennung und Verwelken neben dem Erscheinen und Aufblühen ist, sich so wenig als möglich attaschiren müsse, weil man sich doch so leicht das wieder entrissen sehe, woran man sich mit Liebe und Freude kettete, und man also seine Ruhe desto öfter unterbrochen sieht. Ich fühlte, daß ich meine Kinder über alles lieben, daß ich meine größte Freude in ihrer sorgsamen Erziehung, Pflegung und Leitung finden würde; aber ich fühlte auch, daß ich bei der kleinsten Kränklichkeit, die sie befiele, für ihr Leben zittern, und daß alle Freude, alles Glück, von mir und meinem lieben Weibe fliehen würde, wenn uns dann so ein geliebtes Kind abstürbe.

Ach nein! setzt' ich dann hinzu, besser ists, keine Kinder zu haben; dann hat man dies alles nicht zu

fürchten; lieber will ich nichts gewinnen, wenn ich es mir immer wieder entrissen zu sehn, fürchten soll; ich kann ja dabei des Lebens nicht wirklich froh werden, und wenn ich den Grundsätzen wahrer Lebensweisheit folgen will, so soll ich ja sogar jedes Lebensglück so genießen, daß ich es alle Tage verliehren kann, das heißt: ich soll mir oft seinen Verlust denken, um dann, wenn er mich trift, nicht ganz unvorbereitet, und ohne Besinnung und Trost zu seyn.

Ich kämpfte dann wohl zuweilen mit dem Gedanken, wie schön es aber auch seyn müsse, gesunde, gute Kinder zu haben, wie lieblich ihr Anblick, wie ergötzend ihr Frohsinn, wie belehrend ihr guter, lieber Kindessinn, dieser Engelsinn der Unschuld seyn müsse; wie Vater und Mutter sich in ihnen verjüngen sehn, welch einen höheren Beruf dadurch die Mutter erhält, welche sittliche Schönheiten da den sie liebenden Mann ergötzen müssen, wie Muttersinn und Muttersorge, Mutterzärtlichkeit und Muttertreue, Mutterwachsamkeit und Mutterpflege, Mutterfreude und Mutterliebe, den entzückendsten Anblick verschafft, und den Kreis der Freude für sich und ihren Mann vergrößert; aber ich dachte auch bald nachher an das mögliche Unglück, das wir mit ihnen haben, an die möglichen Leiden, die wir an ihnen erleben, an die sauren Sorgen, die sie uns machen könnten, ich dachte an alle die Mühsale und Kränklichkeiten, durch welche

die Kinder erst hindurch müssen, ehe sie zu den Jahren einer einigermaaßen festen Gesundheit gelangen; ich dachte an Krankheit und Tod, und mein Wunsch, keine Kinder zu haben, war mir immer ein lieber und werther Wunsch.

Meinem lieben Weibe vermogt' ich ihn freilich wohl nicht ganz so werth und lieb zu machen; ich sah es an ihrer Miene, daß sie dennoch wohl gern ein paar Kinder hätte; aber ich war denn doch so weit mit ihr, daß sie sich nicht unglücklich fühlen würde, wenn sie keine bekäme.

Mütter fühlen immer eine ganz eigene Seeligkeit bei dem Gedanken, Kinder zu haben, ihrer zu pflegen, und sie an ihrem Busen zu sehn; und wenn man ihnen die Leiden, die sie dabei treffen könnten, noch so schrecklich vormahlt, sie schauern kaum davor zusammen; denn der Gedanke an ein liebes, schönes, unschuldiges Kind, läßt jene Vorstellungen kaum zum Bewußtseyn kommen; die Ungemächlichkeiten der Schwangerschaft werden geduldig ertragen, und oft dankbar belächelt, bei dem Gedanken, daß sie ihnen das unter ihrem Herzen schlummernde Kind macht; die Schmerzen der schwersten Niederkunft sind vergessen, wenn sie den neugebohrnen, kleinen holden Engel vor sich sehn.

Ich halte dafür, wir Männer können dies gar nicht so recht nachfühlen; im Mutterherzen müssen unaussprechliche Gefühle seyn. Da muß die Schöpfung die unbegreifliche Liebe hingelegt haben, die

gern Schmerzen duldet, aus Liebe für ihr Kind gern die Nächte schlaflos hinbringt, gern alle Beschwerden übersteht, und über der Freude ihres Anblicks, alle Mühe, alle Leiden vergißt. Ja, es ist wahr: in dem Mutterbilde sieht sich die Gottheit wieder.

Wenn dem so ist, so sieht man denn wohl, daß die Männer sich leichter trösten mögen, wenn sie nicht Väter werden, als Gattinnen, wenn ihnen das Glück des Mutterwerdens versagt ist.

Ich wills daher dem lieben Leser nicht verheelen, daß während ich mit meinem lieben Weibe alle jene Gründe abhandelte: warum es so gut wäre, daß wir keine Kinder bekämen, sie mich still anlächelte, und in guten Gottes Namen fleißig an dem kleinen Hemde fortnähete, was ihr Kleines künftig tragen sollte.

Es hat auch alles das Schnacken nichts geholfen, wir haben nun mehr als eins, und wir möchten keins verliehren, weil jedes Gottes Segen mitgebracht hat, und uns herzlich erfreut. Wir würden vor der Zeit finster und alt, wenn uns die unschuldige Freude der Kleinen, ihre Spiele und munteren Einfälle nicht stets zerstreuten und uns zur Freude aufriefen; die kleinen Menschen bringen erst Mannigfaltigkeit in den kleinen häuslichen Kreis, der ohne sie zu einförmig werden würde, weil er nicht so viel Gegenstände und Ermunterungen zur Freude hätte.

Um alles in der Welt mögt' ich auch nun nicht, daß wir keine Kinder hätten! Um alles in der Welt mögt' ich die Freude, die sie uns machen, nicht dahin geben! Ohne Kinder, hat man gar nicht diese steten Gelegenheiten sich zu freuen; ihr Anblick, ihre Einfälle, ihre Spiele, ihre Entwickelungen rufen immer zur Freude auf; da sitzen denn Vater und Mutter und sehen sie an, und machen sich einer den andern auf sie aufmerksam, und finden täglich neue, und mehrere Veranlassungen zur Freude über sie, werden in dieser kleinen, frohen Gesellschaft, selbst wieder jung und froh, und, o des herrlichen Lobspruches! werden selbst wieder zu Kindern mit ihnen, das heißt: sie nehmen den guten, einfachen Kindessinn an. Und was für schöne, sanfte Tugenden lassen sich an Kindern ausüben! Zärtliche, uneigennützige Fürsorge, Geduld, Sanftmuth, Duldsamkeit, edle Wohlthätigkeit, Theilnahme, alle ihr schönen, sanften Menschentugenden, findet hier euren schönen Würkungskreis. Und wie leicht wird man selbst gut, und besser, als man war, im Umgange mit Kindern; man will sie so gern künftig glücklich sehn, und man ist so fleißiger, arbeitsamer, häuslicher, sparsamer, man lernt Behutsamkeit, Vorsicht, man hütet sich mehr, Böses zu thun, um Kinder durch sein Beispiel nicht zu verderben.

Wer keine Kinder hat, der hält sich gern zu Hunden, Katzen, Vögeln und dergleichen, um etwas zu haben, womit er tändeln und spielen kann;

aber was sind doch alle diese Geschöpfe gegen ein munteres Kind! Wie viel tausendmal drolliger und zur Freude aufmunternder wird ein Kind, durch seine Verstandes-Anlagen, durch seine Unschuld und Liebe, durch täglich merklichere Entwickelung seiner Geisteskräfte; wie viel tausendmal mehr Freuden macht so ein kleiner Mensch, als ein Thier, das so unendlich weit an Schönheit hinter ihm zurück steht, das nicht lachen und nicht sprechen lernt.

Darum denk' ich auch immer, daß diejenigen wohl wahre taube Nüsse seyn müssen, die das nicht fühlen, und die wohl gar ihre kleinen Thiere in Gedanken den kleinen Menschen, die sie nicht erzeugen konnten, vorziehen. Bei diesen möcht' es denn wohl wahr seyn, was jener Dichter zu uneingeschränkt sagt:

Wer keine Menschen zeugen kann,
Der kann auch keine lieben.

Wenn dem so wäre, lieber Gott, dann sind diese tauben Nüsse sehr zur Last, und man müßte im Ernst wünschen, daß solche auf der Welt gar nicht wären. Aber, Gottlob, das ist nur bei wenigen so! Viele gute, liebe Eheleute, wovon einer oder der andere, was nicht immer genau bestimmt werden kann, eine taube Nuß ist, haben die Kinder herzlich lieb, und kennen keinen sehnlicheren Wunsch, als welche zu haben; eben darum machen sie sich oft das Leben mit gegenseitigen Vorwürfen schwer. Das sollen sie aber auch nicht thun; sie

mögen wohl sagen oder, bei sich denken: schade, daß einer von uns eine taube Nuß ist, aber sich darum nicht verachten, und nicht lieblos begegnen, weil, bei den vielen Freuden welche Kinder machen, jener Satz doch auch wahr bleibt: wer sich Kinder wünscht, wünscht sich Leiden.

Wie man aber muthwillig darauf ausgehn kann, sich zur tauben Nuß zu machen, das ist mir gar nicht recht begreiflich. Und davon singt man doch hie und da Lieder.

Man hört von Kastraten, die zur tauben Nuß gemacht werden, damit sie feiner krähen und singen können.

Man hört von alten Jungfern, von alten, hagestolzen Junggesellen, die mit Gewalt nicht heirathen wollen, und also taube Nüsse bis an ihr Ende bleiben, und von denen selbst der große, mächtige Nußknacker mit seinen knöchernen Riesenkinnbacken, der Tod, wenn er seine Zähne ansetzt, sagt: sie gefallen mir nicht.

XX.

Nachgedanken über eine Schlafmütze.

Hocherhabne Schlafmütze! Mit Recht gebührt dir dieser Name! Du setzest dich den Menschenkindern aufs Haupt, und wächst ihnen über den Kopf hinaus! Du bist das höchste, was den Menschen bekleidet, denn du bedeckst sein Haupt, das edelste und vielbedeutendste Stück des Körpers, dem alle Glieder unterthan sind, und das mit Recht ihr Oberhaupt ist.

Wie ehrwürdig bist du mir in dieser Hinsicht! Wie manchen großen Kopf, der Licht über die ganze Welt brachte, hast du schon bedeckt! Was für große, weitumfassende, weltbeherrschende Ideen sind schon in dir schlafen gegangen, und haben unter deinen Flügeln geschlummert! Was für erhabene Pläne sind unter dir aufgekeimt!

An und für dich selbst bist du zwar nichts als eine Schlafmütze, aber darüber gräme dich nicht! Du findest viele deines gleichen unter den Menschen, die an und für sich nichts sind, und nur eine Art von Ansehn erhalten, durch das, woran sie sich hängen, und was ihnen einen kleinen, faulen Dienst vergönnt.

Da bin ich denn freilich sehr zufrieden mit mir, daß ich auf meines Herren Kopf keine Schlafmütze bin, die ihm einen faulen Dienst thut; lieber ein Hut, der vor Sonne und Regen schirmt.

Aber man thut dir doch zu viel, hocherhabene Schlafmütze, man erkennt hin und wieder deinen Werth gar nicht! Wer kann es leugnen, daß oft große Köpfe unter dir stecken, daß viele gescheute Männer, die früh Morgens unter deinem Schirm arbeiten, große Dinge hervorgebracht haben! Und doch vergleicht man dich so schimpflich mit den schläfrigen, nachläßigen Menschen, denen es an Muth und Kraft sich aufzurichten fehlt, mit den schwächlichen, die nirgends Wiederstand leisten können, mit den saumseeligen, die nichts durchsetzen, nie durchgreifen, hinter ihrer Sache nicht her sind, mit den verzärtelten Weichlingen, die ohne Feuer und Lebenskraft schleichen, mit den Menschen ohne Theilnahme und Thatkraft.

Das ist arg! Dich so zu beschimpfen! Du solltest nicht besser seyn als diese Menschen, du gute, ehrliche Hauptbedeckung, du treue Schlafmütze?

So können nur deine Feinde sprechen, deren du überall hast, die über dich herziehen, und dich doch auf ihren Köpfen sitzen lassen. Du hängst so sanft und schön auf dem Kopfe, bist so weich und nachgebend, so bequem und einschmeichelnd und standhaft, daß du manchem Tag und Nacht auf dem

Kopfe sitzen bleibest, und Schweiß und Mühe mit ihm theilst.

Es ist nicht halb recht, daß man dich mit den schläfrigen Menschen, besonders mit denen Männern vergleicht, die, wider den Willen ihrer üppigen Weiber, die Nacht zum Schlaf anwenden, und gar nicht mit ihnen wachen wollen, und mit denen, die sich etwas darauf zu Gute thun, daß sie unter dem Pantoffel stehen. Wie hast du nun wohl mit diesen die geringste Aehnlichkeit, du hocherhabne Schlafmütze!

Und wenn man die Aerzte und großen Gelehrten, die dich freilich selbst, weils so Mode ist, geduldig über die Ohren ziehen, über dich sprechen hört, dann wird einem schwarz vor den Augen, wenn man an dich denkt.

Kopfumhüllung, Geistumhüllung! sagen sie, und beweisen es deutlich, wie, bei verhinderter Ausdünstung, (welches vorzüglich bei Schlafmützen der Fall ist) der Kopf am freien Denken gehindert werde, zumal wenn die Schlafmützen sich etwa gar mit Puder und Pomade fleißig genährt haben; wie Schlafmützen, Kopfschmerzen, böse Träume u. s. w. machen. Wenn nicht fast alle diese Herren selbst eine Schlafmütze trügen, (und diejenigen gerade die größten und dicksten, die am mehrsten dagegen eifern), so müßte einem bange werden, wenn man so eine Schlafmütze ansähe.

Warum man alles, was an dem Menschen träg' und faul und kraftlos ist, mit euch vergleichen will, das seh ich nicht ein. Von den faulen Menschen, die den alten Schlendrian lieben, und nicht Lust haben mit der Welt fortzugehn, das heißt: nicht Lust haben fleißig zu seyn, von denen ists wohl wahr genug, daß sie oft schon das freiere Denken verhinderten; zumal, wenn sie am großen Staatskörper oben auf waren, und alle Glieder einer solchen, wie es dort heißt, obersten Schlafmütze, folgsam seyn mußten.

Man verkennt dich ganz, ehrenfeste, liebe, getreue Schlafmütze, wenn man dich mit solchen vergleichen, oder dich boshaft genug einen Scheffel, unter welchen das Licht gestellt wird, nennen will.

Wie kannst du denn etwas anders seyn, als du bist! Du dienst dem Schlaf und der Ruhe, und dies allein thun viele dicke Menschen auch! Was will man denn von dir! Du verlangst nichts weiter, als eine Schlafmütze zu seyn! Du bist bescheiden, und kleinlaut, und liebst das Getöse der Welt nicht, ziehst dich gern in die Stille zurück; sieh, welche große Aehnlichkeit du hier mit den weisen, großen Männern hast, die es wie du machen, und sich vom Geräusche der Welt entfernen.

Als Schlafmütze kannst du keine Sturmhaube seyn! Mit Sturmhauben läßt es sich nicht gut ruhen. Man hat also Unrecht, wenn man dich in

deinem Namen beschimpft, und den lächerlich machen will.

Die Menschen wissen oft selbst nicht, was sie wollen. Sie haben dich oft schon mit Menschen verglichen, deren angedichtete Aehnlichkeit mit dir, nichts weniger als dich beschimpfen kann, wie es doch eigentlich ihre Absicht war. Sie waren oft die guten, weisen, ruhigen Menschen, die ihre Leidenschaften zu besiegen wissen, die nicht überall durchgreifen wollen, weil sie es für unnütz finden, die vernünftig nachgeben, wo Widerstreben grösseres Unheil stiften würde, die lieber ein kleines Unrecht über sich ergehn lassen, um den Feind nicht noch mehr aufzubringen; die sich aus Grundsätzen des Edelmuths nicht rächen, nicht wieder Böses vergelten und verfolgen; die nicht gegen den Strohm schwimmen, und alles wild und roh durchfechten wollen; die nicht wie Prahler ihre Stimme erheben, und sich geltend machen; die nicht über alles in Bewunderung und Entzücken ausbrechen, weil sie unbefangener sehen; die nicht das, was ihnen recht und billig geschieht, als eine ihnen erwiesene Gnade ausposaunen, die nicht über jede Kleinigkeit sich kindisch freuen, und viel Worte machen können; alle diese ruhigeren, besseren, gebildeteren und weiseren Menschen, nennen sie Schlafmützen.

Ich bitte dich, lieber Gott, daß du mich solche Schlafmütze seyn lässest!

XXI.

Nachgedanken über einen alten deutschen Degenknopf.

Sieh da! Treffen wir uns zusammen, du guter, alter, deutscher Degenknopf? Es ist mir ein recht ehrwürdiger Anblick, wenn ich einen alten, braven Krieger sehe, der so schlecht und recht vor sich hingeht! Ja, so ein alter, braver Krieger ist wohl recht wie ein alter, deutscher Degenknopf. Von alter Façon, aber immer noch blank und rein, und ordentlich, wie er's gewohnt ist. Im Schlachtgetümmel oft bestäubt und warm geworden; nun ruhig und kalt wie ein alter Mann, rein und glatt, wie der Friede, und spiegelblank wie die Ordnung!

Wenn ich da meinen Nachbar, den alten Tobias Redlich ansehe, da dreht sich immer das Herz vor unbeschreiblicher Rührung in mir um; das ist so ein recht alter, deutscher Degenknopf; ein Mann so recht nach der alten Welt, das heißt, nach dem Herzen Gottes, ohne Falsch, ohne Umstände, immer gerade heraus wie ers meint, und grade durch bei Jedermann, froh, und voll inniger, heißer, Vaterlandsliebe bei seinem hölzernen Beine; das, denk' ich, heißt alles! O ich möchte dich, so oft ich

dich sehe, in deinen eisgrauen Schnurbart hinein-küssen, du alter, braver Mann!

Sein Vaterland, und fürs Vaterland Gutes thun, ist sein liebster Gedanke, davon unterhält er sich mit den Nachbarn am liebsten. Doch ihr sollt ihn selbst sprechen hören! Er hat seine Gedanken darüber von Zeit zu Zeit aufgezeichnet, und sie seinem alten Gevattersmann im Invalidenhause mit brüderlicher Liebe zugeeignet. Er fängt so an:

Lieber, alter Gevattersmann!

„Er mags wohl nicht gleich wissen, warum ich seinen Namen hieher setze, und wenn ich Ihm sagte, daß ich Ihm eine Ehre damit anthun wollte, so hätt' ich Ihn belogen; denn daran dacht' ich nicht, als ich dies schrieb. Ich will es Ihm sagen: an Ihn denken und diese Schrift anfangen, war eins. Sieht Er, wenn ich an Vaterlandsliebe denke, dann fällt Er alter, ehrwürdiger Mann, mit den beiden hölzernen Beinen mir immer ein, dann seh ich Ihn immer vor mir, wie Ihm die Freudenthränen in den grauen Augenwimpern zittern, wenn Er vom lieben Vaterlande spricht, und wie er stolz darauf ist, und den Hut darüber verkehrt und aus dem Gesichte zurücksetzt; dann bin ich Ihm so in der Seele gut, daß ich Ihn laut nenne. Les' Er diese paar Blätter mir zu Gefallen einmal durch. Seine Billigkeitsliebe, sollte nach meinem Willen, die Seele, seine Vaterlandsliebe das Herz darinnen seyn: ich

gebe mir Mühe, wie Er sieht, über die eine Krücke die ich trage, eben so, wie Er über seine zwei hölzernen Beine zu denken, sehe sie als meine Freude und mein Ehrenzeichen an, und lasse sie nicht beschimpfen; denn es ist uns sauer geworden, und die Thränen kommen uns doch vor Freuden in die Augen, wenn wir an das Vaterland, und an seinen alten Ruhm denken. Hinterlasse Er mir, lieber, alter Mann, wenn Er stirbt, Seinen Segen, und Sein Geist ruhe auf jedem Sohne des Vaterlandes, und mache ihn so redlich und treu als Er ist."

O du lieber Tobias Redlich! wenn ich das von dir lese, dann ist mirs, als wenn ich doch lange nicht so gut wäre, wie du! Und du kommst mir wie ein großer, ehrenwerther Mensch vor, wenn ich bedenke, daß dich dein dahingegebenes Bein nicht reut, daß du es dem Vaterlande als kein großes Opfer anrechnest, und daß du fast gar nicht darüber klagst, daß dich das Vaterland nicht in einen belohnenden Ruhestand setzt. Wie kümmerlich du dich nähren mußt!

Als der neue Landesherr zur Regierung kam, und gleich mit Recht und Gerechtigkeit seine Regierung anfing, da wars, als wenn der alte Mann plötzlich wieder jung wurde; er machte die sauren und langen Wege nach der Stadt, die ihm bei seiner Krücke dreimal so sauer und lang wurden, und schrieb die Neuigkeit auf, um sie für eine kleine Vergütung den Landleuten der benachbarten Ort-

schaften, aus dem regen, vaterlandsliebenden Herzen mitzutheilen.

Es ist rührend, wie er das erste Blatt anfängt. Er sagt:

„Lieber ein paar Worte vorher, als nachher, wenn's nicht mehr zu ändern ist. Der hinkende Bote, gescheiter Leser, ist ein alter, drolliger Mann, der jedes Ding mit seinen zwei gesunden, unbefangnen Augen, und ohne Modebrille ansieht, und nicht überall wie ein Papagei nachplappert. War da einmal ein Buch, das hieß der Wansbecker-Bote, das hatten alle Leute lieb, weil es so ehrbar seinen Gang vor sich hin ging, und die alte deutsche Ehrlichkeit ihm vor der Stirn geschrieben stand; wird also der hinkende Bote mit seinem alten ehrlichen Gesichte, und mit seinem biedern Händedruck nicht ganz unwillkommen seyn, und ihr werdet euch von seinem lahmen Beine nicht so gar sehr erschrecken lassen; denn das lahme Bein hat er sich mit Ehren erworben, und wie ers kriegte, hat er sich herzhaft darauf geschlagen, und zu ihm gesagt: du bist mein Orden pour le mérite! Und so freut er sich auch noch darüber, und pflegt's noch so zu nennen. Soll euch dieses Blatt, ein rechtes Blatt der Vaterlandsliebe werden; will euch mit einem guten Beispiele darin redlich vorangehn, und mein lahmgeschossenes Bein sagt das Amen hiezu doch wohl lauter und kräftiger, als wenn hundert Stimmen ein Vaterlandslied abschreien, und nichts fürs Va-

terland thun! Kann mir nicht helfen, es ist wahr! Unser eins mag sich auch wohl einmal über sich selbst freuen, es ist das einzige, was man gutes und schönes auf der Welt hat, und was man mit in die Erde nimmt. Will mich immer bestreben, es euch recht ans Herz zu sprechen, wenn ich euch zur Vaterlandstreue und Liebe ermahnen werde, und euch dazu durch manches aus der Seele gesungene Vaterlandslied anfeuern. Wenns euch dann mit sich fortreißt, und ihr stimmt mit ein, so will ich mich freuen, als ob ich eine recht gute That gethan hätte, und will vor Freude mit meinem lahmen Bein' herumspringen, und den Kalender vergessen, den ich daran habe, wenn sich das Wetter ändert. Aber daß ihrs nicht vergeßt, Kinder, wir müssen auch was fürs Vaterland thun, und nicht bloß das Lied dafür singen, das hab' ich vorhin schon gesagt. Wenn's uns dann nach einem solchen Gesange, so wohl zu Muthe ist, und wir so recht einmüthig und froh um den Tisch herum sitzen, dann wollen wir zusammenlegen, und armen Menschen etwas schicken, und wollen uns nicht alles allein gut schmecken lassen; denn, das können wir nur glauben, die armen Leute würden's an uns auch so thun, wenn sie's hätten."

Wer sich des alten Tobias Redlich noch immer mehr freuen will, der sehe nun, wie ruhig und gelassen er über andere urtheilt. Er sagt auf einem andern Blatte:

„Dem hinkenden Boten träumte die vergan-
„gene Nacht, wie er mit seinem Ränzel auf dem
„Rücken, im nächsten Dorf im Wirthshause
„ankömmt, wo die andern Boten um den Tisch
„sitzen und lachen, da er in die Stube tritt, und
„ihre Hüte nicht abnehmen, da er freundschaft-
„lich grüßt, und den Hut tief vor ihnen abnimmt;
„denn das hat man umsonst, und ist auch recht
„daß mans thut. Das ärgerte mich beinahe,
„denn ich bin kein böser Mensch, der des Danks
„nicht werth wäre, und es ist meine Schuld
„nicht, daß ich hinke. Ich fasse mich aber und
„spreche ganz ruhig zu ihnen:"

Wer hinkte, Kinder, sollt' ich meinen,
Der ginge auf der Füße einem
Nicht grade so wie auf dem andern,
Sonst könnt' er ohne Hinken wandern.

Die andern Boten (sprechen, lachend.)

Ja, das versteht sich, närrscher Mann!
Sein lahmer Witz soll leben!

(Sie trinken hiebei ihr Gläschen aus.)

Drauf sprach ich:

Kein Spott! Mein lahmes Füßlein kann
Euch eine Lehre geben:

Lauft nicht so vorschnell, und bedenkt
Das Sprüchlein: Eil' mit Weile!
Das werde, so Gott Segen schenkt,
Ich thun an meinem Theile.

Mit mancher Nachricht hinterher
Und etwas späte kommen;
Wie, wenn sie dadurch reifer wär'?
Das würde, denk' ich, frommen.

Ich nehme nun wieder meinen Hut ab, und spreche: ich grüß' euch, lieben Brüder! aber sie lachen laut auf, und danken mir nicht. Da sprech' ich ärgerlich, denn ich hab' auch rothes Blut:

Nehmt den Hut ab!

Die Boten.

Vor wem?

Ich.

Vor mir, und wenn ihr wollt, vor meinem hinkenden Fuße:

Sie sahen sich einander groß an. Ich hatte Unrecht, daß ich ärgerlich wurde; ein gescheiter Mann soll sich zu fassen wissen: das war kein kluges Stück vom grauen Haar. Ich faßte mich schnell, und sprach mit sachter Stimme: Laßt mich meine Wege gehn, so wie ich euch die eurigen auch ruhig gehn lasse; wir haben alle noch Platz auf dem breiten Fahrwege.

Die Boten.

Er hätte immer können zu Hause bleiben.

Ich.

Glaubt das nicht, ihr Herren! Es wäre geschehn, wenn's hätte geschehn sollen. Aber dort oben stand es anders geschrieben, ich sollte nun schon

einmal hinken, und guten, lieben Leuten, die sich der Schande schämen, eines alten Mannes zu spotten, meine Blättchen ins Haus bringen.

Die Boten.

Nun thu er, was er nicht lassen kann! Es wird sein eigner Schade seyn; er wird immer zu spät kommen, und nichts absetzen.

Ich.

Dafür sorg't mein lahmes Bein, damit ist's eine herrliche Sache. Wenn das eine, nehmlich das gesunde Bein, schnell fort, und oben hinaus will, so sagt das andere: Nein! du sollst nicht! und hält es im Zügel. Seht, meine Herren, mit so einem Zügel ists eine herrliche Sache an einem. Man muß es wohl lassen, über Gräben und Hecken zu setzen; aber dafür läuft man auch nicht Gefahr, Hals und Beine zu brechen. Erklärt euch das, wie ichs meinen mag Könnt mirs auf mein ehrlich Wort glauben, daß ich schon manchmal tief meinen Hut vor meinem lahmen Beine abgenommen, und dem braven Soldaten, der mirs lahm geschossen hat, es in die Erde hinein gedankt habe. Das Bein hat mich vorsichtig gehen gelehrt, und meine Nase ist dabei heil worden. Lacht mich nur derb aus! Es kann Rath werden, daß ich länger hinke als ihr lauft, und daß ich erst recht anfange, wenn ihr außer Athem seid.

Wer langsam geht, hält länger aus,
Damit ihr Herren geht zu Haus'!

Bitt' euch noch schließlich, ihr Herren Boten, daß ihr mich mit euren Zungen und Federn nicht todtschlagen wollet: denn seht, ich bleibe nur immer in der untersten Etage, und kann nicht hoch bis in die Dachstube hinaufklettern, ihr könnt also weit mehr absetzen als ich.

Will wünschen, daß es nur ein Traum sei, und bleibe:"

O du guter, alter Tobias Redlich! das wird ein jeder, der so einen alten, rechtlichen Mann, wie du bist, zu schätzen weiß, dir gönnen. Laß du dich nur immer den alten, deutschen Degenknopf nennen, und sei mein Freund, wie ich der deine bin, und laß mich dich bitten, wie du deinen alten Gevattersmann im Invalidenhause herzlich batest: hinterlaß mir, du lieber, alter Mann, wenn du stirbst, deinen Segen, und dein Geist ruhe auf jedem Sohne des Vaterlandes, und mache ihn so redlich und treu, als du bist.

XXII.

Nachgedanken über eine Kraftsuppe nach dem Tode.

Allerdurchlauchtigste, großmächtigste, hoch- und hochwohlgebohrne, wohlgebohrne, hoch- und wohledle Kraftsuppe, die dem, der sie haben soll, erst nach seinem Tode gekocht wird, dich will ich hier einige Augenblicke betrachten.

Warum ich dich so großmächtig titulire? als wenn du nicht das leibhafte Bild aller der großmächtigen Versprechen und Vertröstungen wärest, deren Erfüllung so lange ausbleibt, daß die armen Menschen darüber vor lauter Hoffnung dahinsterben.

Ach ihr armen, kranken, unglücklichen Menschen! ihr müßt euch nur gar zu oft durch diese vorgespiegelten Kraftsuppen, die ihr, so lange ihr lebt, nicht zu essen bekommt, abspeisen lassen; ihr werdet so lange auf die Zukunft hingewiesen, bis ihr nicht mehr seid, oder bis ihr das nicht mehr genießen könnt, was man euch so lange vorenthält.

So mancher bekommt erst sein Brod, wenn er's nicht mehr beißen kann; so mancher erhält erst ein

Glück, wenn er nicht mehr fähig ist es zu schätzen und zu schmecken. Das sind denn wohl rechte Kraftsuppen, die einem erst nach dem Tode gekocht werden.

So manche Eltern haben ihr Kind, durch gewaltsame Verweigerung des geliebten Gegenstandes, ohne den sie nicht leben konnten, und durch grausame Behandlung zu Tode gemartert; so mancher rohe Mensch hat seine Gattin lieblos behandelt, sie vor aller Welt geschmähet, um sie nur bald zu Tode zu quälen; — aber alles das muß ein honettes Begräbniß wieder gut machen; da muß nichts gespart werden, es ist die letzte Ehre, die man einem anthun kann

Ach diese erbärmliche Ehre! das heißt wohl recht, jemanden verhungern lassen, und ihm nach dem Tode eine Kraftsuppe zur Erholung vorsetzen. Wie mancher glaubt mit dieser letzten Ehre alles wieder gut und bei der Welt vergessen zu machen, was er dem Gestorbenem im Leben Böses that.

Ich will euch darum, ihr lieben Mitmenschen, auf keine Weinsuppe nach dem Tode vertrösten, sondern euch Gutes gönnen und nach meinen Kräften Gutes thun, so lange ihr lebt Wo Hülfe Noth ist, da will ich sie leisten, so sehr ich kann, und lieber jetzt gleich ein Stück Brod mit dem Dürftigen theilen, als ihn auf die Zukunft verweisen, wo meine Hülfe zu spät käme.

XXIII.

Nachgedanken über eine Hinterthür.

Ich sehe dich immer mit besonderer Freude an, du liebe kleine Hinterthür, wenn ich vorn in mein Hüttchen hereintrete, und dich mir gegenüber mit deinen Bäumen, dem fruchtbaren Erntefelde, und dem blauen Himmel hinter dir, an dem du wie gemahlt stehst, erblicke. Dorthin gehts ins Freie hinaus, dorthin sind die Schattenbäume zum Ausruhen. Dein kleiner Garten, den du für dich und die Deinen bau'st, das und noch mehr, was ich nicht immer weiß, fällt mir bei dem Anblick auf die Hinterthür ein.

Wohl, wohl dem Menschen, der solch eine Hinterthür hat, hinter welcher der freie offene Himmel, das schöne freie Feld, der Schattenbaum zum Ausruhen, und der kleine, eigne Platz Erde ist, auf dem man sein Brod sich selbst bauen und sich selbst allein dienen kann, wenn man andern mit seinem sauren Schweiß, auf Undank nicht mehr zu dienen Lust hat.

Wie viel bist du mir werth, kleine Hinterthür! Wenn mirs im Dorfe zu eng wird, geh ich gleich zu

dir hinaus ins weite Feld, und unters weite Blau des Himmels, wo meine Brust freier athmet. Wenn mich des Tages Last zu heiß gemacht hat, so eröffne ich dich, und gehe mit Weib und Kindern zum Ruhen unterm Schattenbaum. Wenn mir's vor der Thür zu laut und geräuschvoll ist, so zieh ich mich durch dich in die Einsamkeit zurück. Wenn mir vor der Thür meiner Hütte, bei dem Anblick der Ackergeräthe, und bei dem Anspannen an Egge und Pflug einfällt: das menschliche Leben ist nichts als Mühe und Arbeit, und mirs bei dem Gedanken zuweilen eng ums Herz wird, und der Schweiß saurer und häufiger herabfällt, so geh ich zur Hinterthür hinaus, und siehe, da ist der fruchtbare Acker, die große und weite Erndte, für Schweiß und Mühe reichlicher Gotteslohn; und wenn ich das so ein paar Augenblicke betrachtet habe, dann geh ich gestärkter an meine Arbeit. Wenn mir mein Alter einfällt, und mirs so wird, als ob ich nicht lange mehr meiner Brodherrschaft würde dienen können, weil ich stumpf und steif und langsam nach gerade werde, so denk ich tröstlich an dich, du liebe Hinterthür, zu der ich dann nur hinausgehn darf, um für mein Weib und meine Kinder ganz allein zu arbeiten, und ihnen gemächlich, und wie es meine Kräfte leiden wollen, das Brod zu schaffen, ohne Dränger und Treiber; wo ich dann mein eigner Herr und mein eigner Diener in einer Person bin. Gottlob! daß ich dich habe, du liebe Hinterthür! und daß ich durch dich in mein Eignes

und ins Freie hinausgehen kann, wenn mirs die Menschen zu bunt machen und eine Last auflegen wollen, die ich nicht tragen kann; hinter dir liegt mein Brod und Zubrod, meine Ruhe und meine Freiheit. Gottlob, daß ich dich habe!

Mancher denkt, es ist etwas leichtes, daß man sich so eine Hinterthür anschafft: so ein Loch, wovor eine Thür gesetzt wird, macht der Zimmermann leicht. Nein! Nein! wers nicht weiß, mag mirs glauben, es ist nicht so leicht, seine eigne, und eine gute, rechtschaffene Hinterthür zu haben, aus der man ins Freie, in die Ruhe und in die Erndte hinausgehn kann.

Eine rechtschaffene Hinterthür, sagte ich, denn leider giebts hie und da recht unehrliche, mit Betrug aufgebaute; ich denke hier an die bösen Hinterthüren bei Versprechungen, durch die sich mancher hindurchzieht, ohne sein Wort zu halten, an die auf Schrauben gesetzten Kontrakte, Friedensschlüsse u. s. w. die man hier und da so einrichtet, daß man sie nicht nöthig hat zu halten; an die schlechten Hinterthüren bei Prozessen, durch welche der Betrug recht öffentlich und in förmlicher Prozession hindurchzieht; dergleichen Hinterthüren sind schlechte Schlupfwinkel, und oft nichts als der Eingang zu Diebshölen. Davor bewahre sich jeder rechtschaffene Mann!

Zur rechtschaffenen Hinterthür gehört mancher saure Schweißtropfen, manch schweres Stück voll-

endeter

vollendeter Arbeit, manche Versagung, und eine anhaltende Sparsamkeit. Nur dadurch hab' ich mir die kleine eigne Hütte, in die ich mich zurückziehe, wenns draußen stürmt, den eignen Fleck Garten, mein Kornfeld und die Bäume hinter dem Garten erworben.

Ich kann die Hinterthür nicht ansehen, ohne jedem braven Geschäftsmanne in der Stadt und auf dem Lande eine ähnliche zu wünschen, durch die sie sich einmahl aus dem Geräusch und Gewühl, in die Stille und Einsamkeit, aus dem Joche der Knechtschaft, in die Freiheit des Eigenherrseins, aus der Hitze und der Last des Tages, in die Kühle und den Schatten, aus der Arbeit, in die Ruhe, aus dem Wirken ins Große, in die Beglückung des kleinen häuslichen Kreises, aus dem Glanz und dem Ruhm der Welt, in die stille und belohnende Zufriedenheit und Genügsamkeit, aus den Aufopferungen, die so häufig mit Undank belohnt werden, in den belohnenden Selbstgenuß, aus den Verdrehungen der Welt, in das tröstliche Selbstbewußtsein zurückziehen können.

Ach so eine Hinterthür ist Goldes werth! und Heil dem, der durch sie als sein eigner Herr ins Freie und mit Ehren hinausgeht.

Sei also sparsam und sammle, und siehe dahin, daß du zur Zeit der Noth eine solche Hinterthür hast.

Darum sieh, du liebe ehrenfeste Hinterthür, mich immer so offen und freundlich an, wenn ich in mein Haus hineintrete, und erinnere mich an das Eine was Noth ist, an Lohn für Mühe und Arbeit.

Schier möchte ich meinen künftigen Sarg auch so eine glückliche Hinterthür nennen, durch die man sich aus dem engen bedrängten Leben, in den weiten freien Himmel, aus der Noth, in Glück und Freude hindurchzieht, und hinter der der ganze Himmel mit allen seinen Seligkeiten, mit seinen ewigen Erndten für Erdensaat und Mühe ausgebreitet liegt, hinter der ich dem Menschenvater und allen Seligen, wie meinem Weibe und Kindern hier, nach vollbrachter Arbeit, in die Arme sinke.

Nun darum immer munter ans Tagewerk; wenn die Plage zu groß wird, so zieht der Tod das Hinterthürchen auf, hinter welcher der Himmel offen ist und die reichste Erndte ausgebreitet da liegt, wo sie mir alle entgegen eilen, die meinen Schweiß trocknen.

Gottlob, daß auch du liebe Hinterthür mir freundlich entgegen lachst. Ich weiß es auch, daß ich durch dich als ein rechtschaffener Mann gehen, und der ewigen Freiheit an die Brust sinken werde.

XXIV.

Nachgedanken über die Hälfte.

Glückliche, beneidenswerthe Hälfte! Wohl dem, wer sich mit dir begnügt und über dich nicht hinausgeht: Ruhe und Friede und die süße Eintracht des Herzens wohnt bei dir.

Du bist besser als das Ganze, weil die Menschen gähnen, wenn sie das Ganze und Alles haben.

Da fällst du mir, schwindelnde große Ehre, du an die Wolken reichender Ruhm, zuerst ein. Wie glücklich ist der, welcher dich nur bis zur Hälfte erreicht, mit dieser Hälfte zufrieden ist, und nicht weiter strebt. Gebts, ihr lieben Menschenkinder, doch nur gleich zu, daß die Hälfte hier besser sei, als das Ganze. So lange du noch nicht die höchsten Stufen der Ehre und des Ruhms erreicht hast, wirst du noch nicht so beneidet und verfolgt, und hast weniger Verantwortung. Wie mancher mag wünschen, daß er bei seinem Streben nach Ehre und Ruhm auf der Hälfte stehn geblieben wäre, wo er ruhig und ohne Gefahr leben konnte. Je höher hinauf, desto tiefer die Abgründe umher, desto unsicherer der Standpunkt. Ach, bei der Ehre und bei dem Ruhme ist die

Hälfte gewiß besser als das Ganze. Wer die höchste Stufe erreicht hat, und von der schwindelnden Höhe heruntersieht, wo er außerdem keinen recht festen sichern Standpunkt hat, der wünscht, daß er nicht so hoch geklettert seyn möchte.

Ich möcht es meinem künftigen Schwiegersohne, de i ich ein paarmal schon ertappt habe, wie er mit suchendem Auge hinter das wallende Tuch meiner Julie dringen wollte, wohl sagen: lieber junger Freund, die Hälfte ist besser als das Ganze. Ich darf das nicht erst weiter ausführen, Vorstellung und Einbildungskraft geben allen sinnlichen Dingen einen höhern Reiz, als sie wirklich haben. Ihr lieben Mädchen und Jünglinge, die ihr reges warmes Blut habt, und euch einander gefallet, ihr werdet mich wohl verstehen, wenn ich sage: die Hälfte ist besser als das Ganze.

Wie viel tausendmal ist die Hoffnung und die Vorspiegelung einer Freude und eines Vergnügens süßer als der Genuß selbst, und wir wünschten es noch vor uns zu haben und darauf hoffen zu können, wenn es schon vorüber ist. Bei den mehresten sinnlichen Vergnügungen ist die Hälfte besser als das Ganze. Hinter der Hälfte sind noch Erwartungen und Ahndungen höherer Freuden; hinter dem Ganzen, dem vollen Genuße, ist, wo nicht Ekel und Uebersättigung, doch immer der gähnende Zustand, der nichts höheres mehr zu erwarten hat.

XXV.

Nachgedanken über mich, da ich zum erstenstenmale in die Welt guckte, und über ein Menschengesicht.

Wie mirs doch gewesen seyn mag, da ich zum erstenmale in die weite Welt und ins Helle hineinsahe, das möcht' ich wohl wissen; ich möchte mich daran erinnern können. So ein dummes Jüngelchen ich auch damals war, so wenig ich wußte, was ich sah, so muß mirs doch gar sonderbar vorgekommen seyn, als ich aus der Finsterniß des Mutterleibes, in das große Helle auf einmal hineinsahe. Es kann keine größere Ueberraschung geben. Vorher, an dem kleinen, engen, finstern Orte, und nun auf einmal in dem weiten hellen Raume; denn das kleinste Zimmer, in welchem man gebohren wird, ist gegen jenen Raum, in dem wir neun Monat verschlossen lagen, eine Welt. Und wenn sich dann in unserm kleinen Auge zum erstenmal das Tageslicht spiegelt, wie wunderbar muß uns seyn. Ach, unser Geburtstag ist ein großer, feierlicher Auferstehungstag für uns.

Wie uns da eine ganz andre Luft umgiebt! Wie aus der Nähe und Ferne, überall wo unser Blick hinreicht, alles uns entgegen kommt, und sich in unserm kleinen Auge abmahlt und abspiegelt. Ach, was mußte das für ein buntes, erquickendes Bild für das kleine Auge seyn, wenn es nun so zum erstenmal in den blauen Himmel, in die weite grünende und blühende Natur, in das Leben und Weben der Geschöpfe hineinsahe. Wie muß sich aber alles vor meinen Blicken durcheinander gewirrt haben, da ich nichts von dem verstand, was ich sah. Zum erstenmale die schöne Erde sehn! Bei dem Gedanken will ich verweilen. Ach zum erstenmale etwas Schönes sehen! wie viel Wonne liegt darin, wenn auch der Gegenstand kleiner und unbedeutender ist. Zum erstenmale das Licht, das Helle sehen! Unbegreifliche, unaussprechliche Wonne für den, der vorher immer im Finstern war und noch nie Licht sahe. Die Stunde, wo ein Blindgebohrner zum erstenmale sieht, muß ihm die höchste Seligkeit des Himmels geben. Wenn jemand nur eine zeitlang das weite Helle nicht gesehen, und etwa in einem finstern Kerker geschmachtet hat, wie seelig ist ihm schon zu Muthe, wenn er es wieder sieht — ach! und wer es nun vorher noch nie sah, und es dann zum erstenmale erblickt, gewiß der schönste Vorschmack der Himmelsseligkeit!

Ihr Bäume, Blumen, Wiesen und Gärten, du blaues Himmelsgewölbe mit deinen weißen wan-

dernden Wolken, du buntes Gemenge von Menschen, Thieren, Häusern, Thürmen u. s. w. sagt mir doch, wie mir in meiner kleinen Seele war, da ich euch zum erstenmale sahe? Sonne und Mond und Sternenhimmel, wie war mir denn, als ihr zum erstenmale euch in meinem Auge spiegeltet? Als ich zum erstenmale hörte, buntes Gewirr der Töne, der Menschensprache, des Gesanges, der Musik, wie war mir, als euch mein Ohr zuerst vernahm?

O ich glaube, der Mensch ertrüge diese Wonne nicht, sie verwirrte seine Sinne, wenn er alles dies mit Verstand zum erstenmale sähe und hörte. Wenn eine übergroße, überraschende Freude tödten kann, wie man Beispiele gehabt haben will, so stürbe der Mensch bei diesem Anblick, wenn seine Seele ihn faßte; denn eine überraschendere, eine höhere Wonne kann es auf der Erde doch wohl nicht geben!

Darum ist es gut, lieber Gott, daß ich ein kleiner dummer Junge war, als ich zum erstenmale die Welt sahe, und ihren Wohlklang hörte.

Zum erstenmale etwas sehen! Ich kann mich noch immer nicht von dem Gedanken und der Seeligkeit, mit welcher er mich erfüllt, loßwinden.

Zum erstenmale ein schönes Menschengesicht, nein! das sagt noch nicht alles! Zum erstenmale das Gesicht unsrer Mutter zu sehn! Ich habe keine

Worte für das Süße und namenlos Erquickende der Vorstellung, die sich mein Geist davon macht.

O das hätt' ich mit Verstand zum erstenmale sehen mögen, das hat nichts Verblendendes, das würde meine Sinne nicht zerrüttet haben; wer weiß aber, ob ich nicht vor überraschender Freude gestorben wäre.

Das Gesicht meiner Mutter, o dieser allernächsten meines Lebens, dieser innigsten und ersten Blutsverwandtin, der ich schon im Anfange meines Werdens im Mutterleibe angehörte, mit der ich vom ersten Augenblick auf das innigste verbunden, deren eigenes Blut ich war; dies Gesicht, die äußere schöne Gestalt meiner Mutter, mit Verstand zum erstenmale gesehn, und die Wonne seines holden mütterlichen Anblicks, mit dem Bewußtseyn ihrer Liebe zu mir, die mich mit ihrem eignen Blute nährte, die mich unter ihrem Herzen tief inwendig mit bänglicher, mütterlicher Sorgfalt getragen hatte, in meiner Seele ganz gefaßt zu haben, — wahrlich! ich hätte vor Freude sterben müssen.

Was hätte mich denn mehr überraschen können, als dies! Als ich unter ihrem Herzen noch lag, war ich mit Finsterniß umgeben, und sahe nicht; und hätte sich mein Auge auch geöffnet, so hätte ich nichts als Finsterniß, oder eine mich umschließende aderreiche Haut gesehn. Nun trat ich ans Licht, und sah die wunderbare, schöne Menschengestalt,

das schönste der Erde, ein holdes, mütterliches Gesicht, das mir zulächelte; sah die Menschengestalt, die mich in sich nährte, und von der ich, wenn ich auch Verstand gehabt hätte, mir im Mutterleibe, gar keine wahre Vorstellung hätte machen können, sah die nun mit ihren Lippen an mir ruhen, sah ihr himmlisch und holdseelig lächelndes Auge — wahrlich, ich wäre vor Freuden gestorben!

Ein schönes Menschengesicht zum erstenmale sehen, ist mir eine erquickende Vorstellung. Ich denke mir oft, wie einem seyn müßte, wenn das Gesicht der weiblichen Schönheit, wie eine weibliche Heimlichkeit stets verdeckt wäre, gleichsam als das Allerheiligste, stets hinter einem dicken Vorhange sich befände, und mit der feinsten Schamhaftigkeit, und der strengsten Keuschheit, die von jedem Männerblick sich entheiligt und entehrt glaubte, sich vor jedem Erblicktwerden jungfräulich schüchtern bewahrte und beschützte, sich seiner Entblößung, nach einem gewissen Herkommen, und nach gewissen eingeführten Regeln der weiblichen Sittlichkeit, eben so, und noch mehr, als der Enthüllung der geheimsten Theile schämte; und wenn diese Enthüllung der allerheiligsten Schönheit, nur erst mit der Aufopferung der jungfräulichen Keuschheit, im Taumel der Liebe, in der Brautnacht, dem inniggeliebten Bestürmer nachgegeben würde; nur er sähe nun zum erstenmale das schöne, göttliche, schamhafte,

liebende Auge, worin seine Seeligkeit, sein Himmel funkelt, worin das sanfte, edle Herz, das er vorher schon immer bewunderte, der rege Geist steht, den er vorher schon immer ehrte; sähe das jugendliche Morgenroth der Wangen und Lippen zum erstenmale, sähe alle die holden, weiblichen, sanften Züge, deren Schönheit keiner ausspricht, zum erstenmale, und das Kämpfen der Blicke über die enthüllte Schamhaftigkeit des Allerheiligsten, die über das ganze Gesicht schwebende Schamröthe, das Gesicht zum erstenmale, dessen Reiz durch die beständige vorherige Verhüllung, die Phantasie so oft beschäftigt hat, nach dessen Erblickung man so begierig und lüstern war, dieses Gesicht, das man so innig schon vorher liebte, den Mund, von dem man schon so süße Töne hörte; dies Gesicht, in Verbindung mit der schönen Körpergestalt, die man schon immer bewundert hat, zum erstenmale sehen zu dürfen, den Schleier von ihm zurückzuschlagen, den höchsten, ersten Sitz der weiblichen Schönheit, voll Charakter, voll Geist, voll Anmuth und Reiz, gegen den der ganze übrige äußere Körper, nur ein todter Fleischklumpen ist, nun zum erstenmal zu erblicken, zu berühren, zu küssen, diese Freude muß um so vielmal größer seyn, als das Gesicht des Menschen, alle übrigen Theile seines Körpers, an wahrer und ausdrucksvoller Schönheit, an Leben, Kraft und mannigfaltiger Würkung, an Anmuth und Grazie übertrifft.

Aber diese Freude wäre dennoch lange nicht so groß, als die, wenn ich mit vollem Bewußtseyn, das Angesicht meiner Mutter, bei meinem Eintritt in die Welt, zum erstenmale erblickt hätte. Die Erinnerung aller ihrer Wohlthaten an mir, ihrer Liebe zu mir, die ihr Leben mit mir theilt, und mit Freuden für mich Schmerzen leidet, die Erinnerung dieser höchsten, innigsten Liebe der Erde, welche eine Mutter für ihr Kind unterm Herzen hat, hätte ja alle die Reize des Muttergesichts noch tausendmal mehr erhöhen müssen, ich wäre dahin gesunken vor Entzückung.

Bei vollem reifen Bewußtseyn hätte der Mensch diese Freude nicht überlebt, das glaub ich gern; aber nur bei etwas mehr Verstand hätt' ich mir diesen Eintritt, diesen ersten Anblick der Welt und miner Eltern gewünscht. Und dieser Wunsch hat mich noch mehr erfüllt, seit ich in einem Buche, das ein Mann, der sich Jean Paul nennt, geschrieben hat, die Ausführung dieser Ideen so unaussprechlich schön beschrieben gefunden habe. Da sieht ein Knabe, von zehn Jahren, Gustav heißt er, die Welt und seine Eltern zum erstenmale.

Ach, dieser Gustav möchte ich seyn! Er hatte zehn Jahre in einer unterirdischen Höhle gelebt, wo das Tageslicht nicht hineinsahe, und ging an seinem Geburtstage, aus dem finstern Mutterleibe der Erde, in die Welt ans Licht, und sah die schöne

Gestalt, und das Antlitz der Erde, und seine Mutter und seinen Vater zum erstenmale. Dieser Gustav möchte ich gewesen seyn!

O so wird mir denn auch, wenn mich' der große Genius aus der Gruft in den Himmel gehoben hat, und seine Sonnen und Freuden meine Seele überwältigen, eine bekannte Menschenbrust entgegenkommen, an der ich das schwache Auge aufschlagen kann. Alle werden mich umarmen wollen; denn ich bin dann von allen geliebt, alle sind eine, eine unaussprechliche Liebe!

Ach, und die ersten zwei Seeligen, die euch, ihr Kinder unsers Herzens, im Himmel entgegenkommen, entgegenfliegen, sind eure Eltern, ich und mein Engelweib. Amen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Des alten Kauz Meditationen über Besenstiele, Stiefelknechte, Schubürsten, Schlafmützen, Quirl' und Konsorten ein Buch zur Beförderung der Humanität

Berlin [u.a.] 1800

Coburg, Landesbibliothek -- D III 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941355-0